Sybille.

Dritter Band.

Sybille.

Roman in fünf Bänden

von

Julia Kavanagh,

Verfasserin von „Beatrice“, „Königin Mab“ ꝛc.

Autorisirte Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig.
L. Wiedemann.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Von dieser Zeit an waren der Graf und Miß Cains offenbar bessere Freunde. Und dennoch fehlte etwas, das Sybille wohl bemerkte, jedoch sich selbst nicht klar darüber wurde, was es wohl sei. Oft blickte sie zweifelnd und verlegen auf die Beiden. Warum war der Graf so höflich und zuvorkommend gegen Blanche, und dennoch so schweigsam über diesen Gegenstand, wenn Sybille ihn über die Freundin befragte. Auch Blanche verharrte in demselben hartnäckigen Schweigen. Wurde denn vielleicht der Krieg noch immer hinter ihrem Rücken fortgeführt? Warum aber wollten sie es ihr verbergen. Oft sah sie fragend zu den Beiden hin, doch ihre Blicke wurden nicht gelesen, und wenigstens durchaus nicht beantwortet.

So ging die Zeit hin; und da Mr. Kennedy einen langen Brautstand nicht liebte, so wurde der Hochzeitstag festgesetzt und näherte sich bald.

Miß Glyn hatte selbst ihr Lieblingsthema für einige Zeit außer Acht gelassen, in der Aufregung

die Aussteuer ihrer Nichte recht glänzend zu beschaffen, denn da Mr. Kennedy seine Börse großmüthig für alle nur denkbaren Bedürfnisse der jungen Gräfin geöffnet hatte, so gab es allerdings viel zu überlegen und die Aufgabe war keineswegs leicht. Miß Cains zeigte beinahe eben so viel Interesse dabei, wie Miß Glyn und die Beiden quälten Sybille recht gründlich. Die einzigen, ruhig glücklichen Stunden für die jugendliche Braut waren die, wo sie sich, fern von all' dem Glanz und Modetand, mit ihrem Verlobten in die andern Räume oder in den jetzt herbstlichen Garten zurückziehen konnte. Die Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit des Grafen war so wohlthuend für ihr liebevolles Herz, sie hätte es sich nicht schöner wünschen können. Sie fühlte, daß sie seinem Herzen theuer war, er hielt sie dort geborgen, sie fühlte dies mit stolzer Sicherheit. Ihre Hochachtung für seinen ehrenhaften Charakter stieg mit jedem Tage, und mit ihr die feste Ueberzeugung seiner Liebe. Daß er verschlossen war, daß er mit ihr las und für sie Verse machte, weniger um seinet- als um ihretwillen, sah Sybille wohl; aber sie konnte und wollte das nicht ändern. So wie er war, liebte sie ihn, und da stets ein gewisses, zartes Mitleid sich in ihre Liebe für ihn mischte, liebte sie ihn nur um so mehr, da sie wußte, er bedürfe ihrer. Noch niemals war dies Gefühl stärker über sie gekommen, als an einem Herbstabend, als sie an der Seite des Grafen mit ihrem Vater im

Garten ging. Graf von Renneville mußte diesmal zeitiger gehen, und Sybille begleitete ihn bis an das Ende des Gartens, um ihm die Thür zu öffnen.

„Wir werden einst öfter diesen Weg gehen," sagte ihr Verlobter, leise ihren Arm an sich drückend.

Sie wußte wohl, was er meinte — das war der Weg, den sie stets gehen würden, wenn sie als vermähltes Paar den Vater zu besuchen kämen. Sie hatte ihm nicht geantwortet, aber er beugte sich und blickte lächelnd in ihr Gesicht.

„Ja," sagte sie ruhig, „wir werden diesen Weg oft zusammen gehen;" dann fügte sie hinzu, „mir ist es, als sei ich im Traume, André, — sollen wir wirklich in einigen Tagen vermählt werden — ist es nur glaublich?"

„Warum so unglaublich?"

„Weil noch vor wenig Monaten ich nur erst von Ihnen gehört hatte. Gesehen hatte ich Sie noch nicht, und nun ist es mir wieder unmöglich zu glauben, es könnte uns irgend etwas trennen."

„Ach, den Gedanken zu fassen dünkt mich auch unmöglich; aber dennoch werde ich nicht eher ruhig sein, bis ich diesen Schatz sicher und geborgen in meinen Händen halte."

„Sie scherzen, warum bangt Ihnen vor Unmöglichkeiten."

„Sybille, ich scherze nicht. Sie freilich können es nicht wissen, wie oft und wie bitter ich getäuscht worden bin."

„Wie! waren Sie so oft schon nahe Ihrer Verheirathung?“ frug Sybille besorgt.

„Nein, — wenigstens nicht oft.“

„Nicht oft, mein Herr!“

„Ein halbes Dutzend solcher Täuschungen ist doch nicht viel!“ sagte er scherzend, indem er sie zärtlich anblickte.

„Sie sollen mir eines Tages darüber Rechenschaft ablegen, Herr Graf!“ sagte Sybille drohend, „hüten Sie sich, ich halte, was ich sage.“

Er verbeugte sich und fuhr mit halbem Seufzer fort:

„Ich habe ein trauriges Leben bisher geführt, Sybille, und Sie sind in der That der erste Sonnenstrahl, der dort hinein fällt; wundern Sie sich also nicht, wenn mir vor jedem Wölkchen bangt, das sich zwischen uns legen könnte, — denken Sie nur, Vater und Tante verweigerten noch zur letzten Stunde ihre Einwilligung.“

„Aber ich würde doch mein Wort halten,“ rief Sybille, voll Treue und Wahrheit in sein Gesicht blickend, „ich würde treu bleiben und das für immer und ewig.“

Sie bebte vor innerer Erregung. Er ergriff ihre Hand und streichelte sie sanft zwischen den seinen. Er schien selbst tief bewegt, ja erschüttert zu sein und mit einem Seufzer sagte er endlich:

„Wie gut sind Sie, — ein Engel!“

„Nein,“ rief das Mädchen, „ich bin nicht gut, aber treu will ich sein und bleiben.“ Sie hatten das Thor erreicht und mußten sich trennen. Er faßte ihre Hände und küßte sie, sagte ihr Lebewohl und ging den einsamen Weg entlang, der zum Schlosse führte. Sie blieb noch lange stehen und sah ihm nach, bis allmälig die Gestalt immer kleiner und kleiner wurde, und niemals vergaß sie später jene düster ruhende Herbstlandschaft, mit dem grauen Himmel, an welchem soeben der bleiche Mond in Nebelschleier gehüllt heraufzog.

Ihr Herz war voll von ihm und seinen Befürchtungen. Warum bangte ihm so, daß er sie verlieren könnte? War sie denn nicht sein, so sicher, als ob schon der Segen der Kirche ihren Bund geweiht hätte?

„Hätte ich ihm doch tröstlicher zugesprochen,“ dachte sie, als sie zurückging; „aber ich bin nun einmal einfältig und kalt.“

Sie war mit sich selbst unzufrieden, und fand es wirklich angenehm, ihre Gedanken diesmal ablenken und den Gegenständen zuwenden zu können, welche Miß Cains und Tante Glyn so ausschließlich beschäftigten. Sie fand die beiden Damen in eifrigster, aber durchaus nicht unfreundlicher Discussion über die Wahl der Farbe bei einem indischen Shawl. Zwei derselben waren in all’ ihrer Pracht vor ihnen ausgebreitet. Miß Glyn hatte sich für den rothen,

Blanche, treu ihrer Lieblingsfarbe, für den blauen entschieden, und da der Shawl für Sybille sein sollte, so wurde sie natürlich um ihre Ansicht gefragt. Der rothe war fürstlich schön, der blaue außerordentlich zart. Miß Glyn hielt den einen empor, Blanche den anderen, und Sybille saß und wußte in der That nicht, welchen sie wählen sollte. „Ist die Kante an diesem nicht entzückend?" frug Miß Glyn. „Bitte, Sybille, kannst Du Dir etwas Reizenderes denken als diese rosenrothen Blumen, die in das Feld von Blau auslaufen?" rief Blanche entzückt. „Beide sind ganz wunderschön," sagte Sybille unentschlossen, „ich wünschte, ich wüßte, welchen ich wählen sollte."

„Liebstes Kind, ich bin erstaunt, daß Du nicht gleich siehst, wie viel schöner dieser rothe ist," sagte die Tante ernst. „Aber sieh nur einmal auf die Zeichnung des meinen, die ist gar zu schön!" rief Blanche. Sybille sah und mußte Beiden Recht geben. Ja, wohl war der rothe Shawl schön, aber der blaue ebenfalls. Beide zu nehmen wäre zu kostspielig gewesen und doch wurde ihr die Wahl zur Qual. „Hätte ich doch noch Jemand, um mir zu rathen," sagte sie, ein wenig verdrießlich, da sie es schon müde war, so lange wählen zu müssen. Die Thüre des Wohnzimmers öffnete sich, und, als ob Sybille's Wunsch erfüllt werden sollte, trat Onkel Edward herein. Sie saß mit dem Rücken gegen die Thüre und wendete sich auch nicht gleich um, so blieb ihm denn

Zeit genug einen von Miß Glyn's vernichtendsten Blicken aufzufangen und mit einer tiefen, höflichen Verbeugung zu erwiedern. Endlich sah ihn Sybille; mit einem Freudenschrei sprang sie auf: „Onkel, Onkel, ich freue mich so sehr, daß Du gerade jetzt kommst! Du hast solch guten Geschmack, bitte sage mir gleich, welchen Shawl ich wählen soll."

„Nun das muß ich gestehen, das ist wenigstens ein ehrlicher Willkommen!" erwiederte der Onkel: „ich erscheine so eben unschätzbar, da ich gerade zu rechter Zeit komme, Dir bei der Auswahl Deines Putzes zu helfen. Soll ich auch zwischen diesen Perlen und Diamanten entscheiden?" fügte er hinzu, auf den Tisch blickend, wo die kostbaren Juwelen ausgebreitet lagen, „oder Dir die Spitzen aussuchen?" fuhr er fort, auf eine Masse der schönsten Brüsseler und Honiton Spitzen deutend, die über den Stuhl hingen. „Nichts von alle dem," sagte Sybille ein wenig ärgerlich, „und ich fürchte fast, Onkel, Du bist doch kein competenter Richter in Modesachen."

„Nicht in so kleinlichen Angelegenheiten, gewiß!"

Miß Glyn warf hier empört den rothen Shawl über einen Stuhl, und verließ die Stube.

„Hast Du schon zu Mittag gegessen, Onkel?" frug Sybille schüchtern, denn sie fühlte, daß der Empfang des Onkels nicht so gewesen war, wie er es wünschen und erwarten konnte. „Ja, mein Kind, ich habe es gethan und danke Dir." „Welch' schreckliches

Reisewetter hast Du gehabt.“—„Ja wohl, sehr schlechtes.“ Sybille blickte wie beschwörend auf Blanche, ungefähr als wollte sie sagen: „Bitte hilf' mir doch diese matte Unterhaltung beleben,“ jedoch in demselben Augenblicke rauschte Miß Cains faltiges Gewand durch die Thüre. „Verlaß' mich nicht, Sybille,“ sagte ihr Onkel rasch. „Nein, Onkel.“ „Und komme hierher zu mir, setze Dich neben mich. Ich muß mit Dir sprechen.“

Sybille gehorchte, und stand neben ihm. „Fürchtest Du Dich denn Dich neben mich zu setzen?“ frug er ernst; „wir sind einst bessere Freunde gewesen, Sybille.“

Das Mädchen erröthete, und zog einen Stuhl dicht zu dem seinen. „Ich habe Dir viel zu sagen,“ hub er an; „zuerst sage mir, warum Miß Cains noch immer hier ist? Sie wird doch nicht ewig hier bleiben wollen?“

„Und wenn das so wäre?“ frug Sybille gereizt.

„Nun, nun, ich will gar nicht darüber sprechen, mag es sein.“ Bei diesen Worten sah er sie an, so sonderbar, so tief traurig, daß Sybille's Herz zu schlagen anfing und die Ahnung eines nahenden Unglücks in ihr aufdämmerte. „Ich möchte wohl wissen, ob der Schlächter das Lamm, was er tödten will, erst liebkost und streichelt?“ sagte er mit einem tiefen Seufzer und fragendem Blick. „Aber ach! liebste Sybille, ich fühle solche Sehnsucht in mir, Dich fest

an mein Herz zu ziehen und zu liebkosen! und doch — doch muß ich Dich tödten!"

„Onkel, Onkel," sagte das Mädchen mit stockendem Athem, „was ist denn, was kann denn geschehen sein?"

Er faßte ihre Hand, nahm sie zwischen seine beiden, streichelte sie sanft, endlich sagte er:

„Liebst Du ihn sehr, Sybille?"

„Ja," erwiederte Sybille muthig, „das thue ich!"

„O Sybille, welcher Jammer! Mein armes Kind! Es ist ein Jammer, denn Du mußt ihn aufgeben!"

„Niemals!" rief Sybille. „Nimmermehr; und ich will auch keiner Anklage über ihn Glauben schenken, auch wenn Du selbst der Kläger bist, Onkel! Du hast ihn nie leiden können, und ich will Deinen Worten nicht glauben!" Sie sah stolz und beleidigt aus, doch ihn schien das nicht zu berühren.

„Armes Kind!" sagte er, „armes Kind!" und wieder bemühte er sich ihre Hand zu ergreifen, die sie ihm zornig entzogen hatte. Aber Sybille ließ es nicht zu, kalt wendete sie sich ab. „Du glaubst mir nicht?" sagte er.

„Nein."

„Soll ich Dir Beweise geben, daß dieser Mann Deiner Liebe unwerth ist und nur Deine tiefste Verachtung verdient?" Sybille wurde todtenbleich, und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen.

„Nein,“ sagte sie endlich.

„Es ist nicht wahr, — es kann ja nicht wahr sein.“

„Soll ich Dir den Beweis geben, Sybille?“

Sie warf einen flehenden, angstvollen Blick auf ihn. Hatte er denn Beweise? war er denn wirklich im Stande ihr Ideal in den Staub zu werfen, und ihre erste Anbetung im Reiche der Liebe als eine Entweihung darzulegen?

„Ich will keine Beweise haben,“ rief sie geängstigt, „ich will an ihn glauben!“

„Und betrogen werden, Sybille!“

„Aber ich kann nicht betrogen werden! Noch vor einer Stunde sind wir voll Vertrauen und Liebe von einander geschieden und seine einzige Befürchtung war, daß er mich je verlieren könnte. Er kann mich nicht betrügen wollen! Er ist so gut, so ehrenhaft, und er liebt mich!“

„Er liebt Dein Geld, Kind!“

O diese grausamen Worte! Er liebt Dein Geld! Sie war jung, hübsch und wohlerzogen und dennoch gab ihr das Geld allein erst Werth? Sie warf wieder einen flehenden Blick auf den Onkel, aber er sah nicht auf. „Sybille,“ sagte er, „ich kann Dich nicht schonen. Ich liebe Dich zu sehr, als daß ich zugeben kann, daß Dich dieser Mann gewinnt. Ich bin nur deshalb zurückgekommen, um Dich zu retten. Dein Vater ist blind, Deine Tante nur voll von dem

Gedanken, Dich als Gräfin zu sehen, so muß ich denn mich einzig und allein an Deinen Verstand, an Deinen Stolz wenden. Willst Du mich hören?"

„Aber ich werde Dir doch nicht glauben," sagte sie entschlossen; „sprich nur!"

„Du muthiges, edles, kleines Geschöpf!" sagte er mit leuchtenden Augen. „Wie war es nur möglich, daß er Dich nicht liebte?" Das Mädchen stand auf und sah ihn empört an.

„Ich wünsche durchaus nicht mein Lob zu hören," sagte sie; „und ich will kein Wort gegen ihn glauben. Hast Du Beweise, so gieb sie, Onkel, aber sprich keine ungegründeten Beschuldigungen aus." Er öffnete schweigend sein Taschenbuch und legte ein kleines, zierlich gefaltetes Blättchen in ihre Hände. Es war die Schrift, die sie wohl kannte, keine Aufschrift war auf dem Briefchen und es enthielt nur wenige Zeilen, welche so lauteten:

„Ich schwöre Dir, daß ich Dich liebe, und daß ich viel, viel lieber mit Dir ins Verderben gehen, als mit ihr zum Glücke gelangen will. Du zweifelst? Wohlan denn, prüfe mich!"

Diese Zeilen waren ohne Unterschrift, aber Sybille wußte nur zu genau, von wem sie kamen. Es waren dieselben Schriftzüge, die ihr aus den kleinen zärtlichen, Briefchen, die sie jeden Morgen empfing, so wohlbekannt geworden, die Züge der Hand, die für sie jene Verse geschrieben, die sie so treu verwahrt unter ihren

kleinen Heiligthümern hielt. Dennoch wollte sie sich noch nicht für überwunden erklären.

„Es steht kein Name darauf,“ sagte sie. „Ich weiß nicht, an wen der Brief gerichtet, noch wem er geschrieben worden ist. Auf diesen Beweis hin, kann ich ihn noch nicht verdammen.“

Der Onkel nahm ihr den Brief aus der Hand und untersuchte ihn aufmerksam. Weder Name, Datum, noch Unterschrift befand sich darauf, das war allerdings wahr. Er runzelte die Stirne, während Sybille ihn frohlockend ansah. Plötzlich hielt er das Papier an die Lampe und sah hindurch.

„Siehst Du dieses Zeichen in dem Papier?“ sagte er.

Mechanisch blickte auch Sybille dorthin und las die Firma des Papierhändlers und die Jahreszahl. Noch mehr! es war dasselbe englische Briefpapier, welches ihr Vater stets benutzte. Dieser Brief war seit dem Januar geschrieben worden und zwar in ihrem eigenen Hause. Es war der Zeitgenosse von den ihrigen, von den zärtlichen Ergüssen in Prosa und Poesie, welche ihr Verlobter an sie gerichtet hatte. Das Zimmer schien vor Sybille's Augen zu schwanken, ihre Lippen waren heiß und trocken, noch einen Versuch machte sie, um ihre dahinsterbende Liebe zu retten.

„Es ist eine Fälschung!“ schrie sie, „Fälschung seiner Handschrift!“

„Befrage ihn selbst darum, Sybille,“ sagte der Onkel leise, „frage ihn, wenn er morgen kommt.“

Das arme Kind sank in einen Stuhl und stöhnte laut in ihrem Elend. Also er war falsch, er, der echte Edelmann von alter Abstammung und fleckenloser Ehre, er, der Held ihrer jungen Liebesträume! Er war falsch, falsch bis in's innerste Mark, und sie galt ihm Nichts — blos ihr Geld war es, was ihn an sie fesselte! Und doch sah er so ritterlich, so edel, so treu aus!

Ach! Sybille, Du kennst die Armuth und ihre grimmigen Verlockungen nicht. Du kennst auch nicht den Abscheu der Männer gegen diesen grausamen Tyrannen, wie sie ringen und kämpfen, um ihm nur nicht unterliegen zu müssen. Vor achtzehnhundert Jahren pries man Dich, Du verachtete Armuth, selig, wie aber wird dies von uns beherzigt? Da beten die Menschen fort und fort den goldenen Mammon an, selbst in ihren christlichen Vereinen, und jagen nach den Gütern der Erde mit wahrhaft heidnischer Begier. O Gold! Du bist Schönheit, Tugend, Ruhm und Gesundheit, kurzum, Alles!

Zum ersten Male in ihrem Leben lernte Sybille diese bittere Lection. Ihr Geld, nicht sie selbst, war dem Geliebten unentbehrlich, und wie konnte sie ihm diese unedle Regung verzeihen? Sie hatte sich geliebt geglaubt, trotz ihres Reichthums, und nun trat die Wahrheit so grausam zu Tage, nicht wie die schöne strahlende Göttin, sondern wie eine düstre unheilbringende Zauberin!

„Gott helfe mir," stöhnte sie wieder und wieder; „wie konnte er mir das anthun! wie konnte er es!"

Sie weinte nicht, aber krampfhaftes Schluchzen drängte sich aus ihrer Brust und erschütterte gewaltig die zarte Gestalt.

„Ja, wie konnte er es thun!" wiederholte der Onkel. „Ach, könntest Du nur weinen, Sybille."

Sie achtete nicht auf ihn. Sie ließ es theilnahmlos geschehen, daß er sie an sich zog und mit Blicken der zärtlichsten Theilnahme ihr dunkles Haar glättete, sie stöhnte fort und fort: „Wie konnte er mir das thun?" Endlich sank ihr Köpfchen auf ihre Brust und die Thränen flossen, aber es waren wilde, leidenschaftliche Thränen, die keine Erleichterung brachten.

„Wie sehr hast Du diesen Verräther geliebt!" sagte der Onkel düster.

„Ich glaubte an ihn!" rief sie kläglich, „und er war falsch — falsch! Onkel, wie bist Du zu dem Briefe gekommen? an wen ward er geschrieben?"

Sie heftete einen flammenden Blick auf ihn.

„Ich erhielt ihn, Sybille — auf welche Art, thut Nichts zur Sache. Auch will ich Dir es sagen, wenn Du willst, an wen er geschrieben worden, das heißt, wenn Du es nicht schon selbst weißt."

Sybille's Lippen bebten.

„Sage mir Nichts," sagte sie mit halb erstickter Stimme, „ich will nichts mehr wissen!"

„Du darfst diese Entdeckung jedoch keinem Menschen mittheilen, Sybille — Niemand, den Grafen Renneville allein ausgenommen, oder, Du richtest unsägliches Unheil an.“

„Ich will es auch nicht,“ erwiederte sie gänzlich apathisch. „Ich will ihm den Brief morgen zeigen; — und dann wird bald Alles vorüber sein — ach, Alles vorüber!“

Sie rang die Hände in ihrem tiefen Schmerz. Er hatte sie nie geliebt, nie! Er hatte sie diese ganze Zeit hindurch betrogen und belogen, die ganze Zeit war sie ein thörichtes Mädchen gewesen, dessen Liebe ihm vielleicht lästig, oder lächerlich erschienen war.

„Ach, ich fürchte, ich bin zu rasch, zu hart in meiner Enthüllung gewesen,“ rief Onkel Edward in vorwurfsvollem Tone, „ich hätte die bittre Wahrheit mildern sollen.“

„Nein!“ unterbrach sie ihn, „ich kann die Wahrheit ertragen — Falschheit nur kann tödtlich werden, Onkel.“

„Und Zweifel,“ fügte er mit leiser Stimme hinzu. „Du hältst Dich für so elend, Sybille, und Du bist es auch, Du armes Kind, aber ach! wenn ich an Deiner Stelle wäre!“ —

Sie vergaß für einen Moment ihren eignen Gram und blickte zu ihm hin. Seine Augen waren auf das Feuer geheftet, die Hand stützte den Kopf, der Ausdruck seines Gesichtes war ernst und streng.

„Könnte mein Kummer den Deinigen leichter machen," sagte er, sich zu ihr wendend, „aber das kann nicht sein; Dein Gram bleibt schwer, trotz der Bürde, die ich zu tragen habe."

„Ist sie auch falsch?" frug Sybille mit bitterem Lächeln.

„Nein, denn wäre sie das, so würde ich frei sein. O, Sybille, Dein Herz thut Dir weh, dennoch beneide ich Dich! Du bist frei! O Freiheit, Freiheit — Alles gäbe ich darum, wenn das verhaßte Joch zerbrochen wäre."

Er sprach mit mühsam zurückgehaltener Leidenschaft. Sybille schauderte und wandte sich von ihm ab.

„Wie? — warum das?" frug er schnell.

„Weil Du ihm gleichst," flüsterte sie — „so fühlt auch er, wenn ich bei ihm bin: Freiheit, Freiheit — Alles lieber, als dies verhaßte Joch!"

„Sybille!" sagte er traurig, „ich wünschte, ich hätte geschwiegen; aber, mein Kind, vergleiche Dich nie mit ihr, noch mich mit diesem Manne. Es besteht nicht die geringste Aehnlichkeit. Er wirft einen köstlichen Edelstein fort, um einen falschen Diamanten zu ergreifen, aber ich verwerfe den Stein, den ich einst gewählt, weil er werthlos ist."

„Das ist die gewöhnliche Sprache der Treulosigkeit, so spricht auch er ohne Zweifel," sagte Sybille sehr bitter; „ich bin in seinen Augen eben keine köstliche Perle, sondern nur ein werthloser Kiesel — in der

That, Onkel, Du hast mir eine ernste Lection beigebracht. Es lebt keine Wahrheit im Manne — er ward falsch und treulos geboren!"

Sie sprach mit einem so trostlosen Ausdruck, daß es ihn tief ergriff. Er schürte das Feuer, wie das seine Gewohnheit war, und beugte sein, vielleicht durch die Flammen, vielleicht auch durch Sybille's Worte erglühendes Gesicht darüber.

„Sybille," sagte er endlich, „einst wird Dir Alles klar werden, und vielleicht richtest Du mich dann weniger streng."

„Und was soll mir das? was liegt daran?" unterbrach sie ihn mit leisem Stöhnen; „ich war harmlos und glücklich, bis Du gekommen bist, um mir mein Glück zu rauben — was gilt mir nun alles Andere? Sei treu oder falsch, mir gilt dies gleich, mag sie sich darum kümmern, nicht ich!"

„Sybille, ich habe einmal geglaubt, ich sei Dir lieb?"

„Nein, nein!" rief sie leidenschaftlich, „ich liebe Nichts mehr; ich habe Nichts mehr, als meinen Schmerz, und was Andere fühlen, ist Nichts für mich; sei elend, sei glücklich, für mich ist ja Alles, Alles vorüber — für immer und ewig!"

Sie sah gen Himmel bei diesen Worten, als wollte sie Ihn anrufen, ihr in diesem namenlosen Jammer beizustehen; und Er blickte auch auf sie herab, auf das arme, geschlagene Lamm, und vergaß

und vergab ihr die Bitterkeit ihrer Rede aus Barmherzigkeit um ihres Elendes willen.

Des Onkels graue Augen blitzten; er biß sich auf die Lippen und das Blut strömte gewaltsam ihm in das Gesicht. Wie haßte er in diesem Augenblicke den Uebelthäter, o wie sehnte er sich sie zu rächen und ihn zu zermalmen.

„Mein Liebling! — mein armes Lämmchen!" sagte er sanft. Sie wandte sich zu ihm, schlang ihre Arme um seinen Hals, und weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte. Als endlich ihre Thränen sanfter floßen, richtete sie das überströmte Gesichtchen von seiner Schulter empor und begegnete seinem Blicke, der voll tiefen, ernsten Mitleids auf ihr ruhte, und es kam damit eine Art von Frieden über ihr armes wundes Herz.

„Ach, wie gut und lieb bist Du!"

„Trockne Deine Thränen, Sybille," flüsterte er — „es kommt Jemand."

Allein Sybille war nicht im Stande jetzt irgend Jemand zu begegnen. Sie stand auf, und verließ das Wohnzimmer durch eine andere Thüre als die, welche soeben Miß Glyn öffnete. Niemand kam ihr in den Weg und sie konnte sich in ihr kleines Mädchenstübchen zurückziehen, dort einschließen und sich vor jeder Störung geborgen fühlen. Sie warf sich in den weiten Armstuhl und barg ihr brennendes Gesicht in die Kissen, dort blieb sie bis die Glocke

zum Essen läutete; dann schickte sie herunter, um sagen zu lassen: sie habe sehr heftiges Kopfweh und könnte nicht zu Tische kommen. Als Denise diese Botschaft überbrachte, warf Miß Glyn einen wüthenden Blick auf Onkel Edward, als ob er für Sybille's Kopfschmerzen verantwortlich gemacht werden müsse; er jedoch gab den Blick kalt und streng zurück. Miß Cains beobachtete die Beiden neugierig, Mr. Kennedy sah, wie gewöhnlich, Nichts. Ihn beschäftigten die Kopfschmerzen seines Lieblings. „Was in aller Welt, mag nur unserm Miezchen dieses Kopfweh verursacht haben?" sagte er — „sie war doch heute Nachmittag noch so fröhlich wie eine Lerche. Du bist ja ein halber Arzt, Edward, geh' hinauf und verordne ihr etwas."

„Sybille würde meiner Verordnung doch nicht folgen," war die kühle Antwort.

„Aber das Kind muß doch essen," sagte Mr. Kennedy.

„Soll ich es versuchen, sie zu überreden?" frug Blanche aufstehend.

„Ja bitte, Miß Cains. Sagen Sie Miezchen, ich vermißte sie schmerzlich." Miß Cains entfernte sich, kam jedoch bald wieder. Sybille hatte sich geweigert, sie herein zu lassen. Mr. Kennedy sah bestürzt aus, und Miß Glyn ärgerlich. „Ich werde selbst gehen," sagte sie. „Warum aber das arme Mädchen quälen"? fragte Edward.

„Mein Herr," bemerkte Miß Glyn, dem Sprecher einen kalten, durchbohrenden Blick zuzuschleudernd, „Ich weiß, was ich in diesem Falle zu thun habe, — und vielleicht wohl auch in andern Fällen."

Die Person, die auf diese Art angeredet wurde, sah gänzlich unberührt aus, während Mr. Kennedy augenscheinlich ärgerlich war. Miß Cains, die immer noch still beobachtete, sah bald, daß außer Sybille's Kopfschmerzen noch etwas anderes auf den Gemüthern lasten mußte, und auch auf ihrem Herzen lag vielleicht etwas, denn sie blickte in starrem Schweigen auf ihren Teller, und das Mahl ging einsylbig und langweilig vorüber. Miß Glyn war hinaufgegangen, bald jedoch wieder heruntergekommen und hatte gesagt, daß ihre Nichte allerdings sehr heftige Kopfleiden habe, das Licht nicht vertragen könnte und sehr ruhig gehalten werden müsse. „Armes, kleines Miezchen!" seufzte Mr. Kennedy nach dem Essen, indem er sich halb zu Blanche wendete. Sie aber hörte ihn nicht. Sie stand und blickte forschend auf das bewölkte Gesicht und die niedergeschlagenen Augen seines Bruders. Mr. Kennedy warf einen raschen Blick auf das Mädchen und wandte sich zu Miß Glyn. Diese saß und las die Zeitungen, doch blickte sie von Zeit zu Zeit in die Höhe, um auf Onkel Edward einen ihrer finstersten Blicke zu werfen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen erregten Sybille's blasses Gesicht und ihre schweren verweinten Augen allgemeine Bestürzung. Was für heftige Schmerzen mußten es gewesen sein, welche in so kurzer Zeit solche Veränderung hervorbringen konnten! Sybille gestand es zu, daß sie sehr gelitten habe, ging jedoch auf keine weitere Erklärung ein. Nach dem Frühstück sagte Mr. Kennedy: „Mit welchem Zuge reisest Du wieder ab, Edward?"

„Mit dem nächsten. Ich werde jetzt Abschied nehmen." Er stand auf während er sprach. Er verabschiedete sich höflich von Miß Cains, verbeugte sich kalt und förmlich vor Miß Glyn und ging zuletzt mit ausgestreckter Hand auf Sybille zu. Aber Miß Kennedy's Hände blieben auf ihrem Schooße liegen und ihre Blicke vermieden die seinigen.

„Wie, Miezchen, hast Du Dich mit Edward gezankt?" frug der Vater verwundert. Miß Glyn sagte nichts, aber sie blickte scharf auf ihre Nichte und schien sich im Grunde über deren Kälte gegen den Onkel zu freuen. Miß Cains trat an's Fenster

und sah hinaus. „Lebe wohl, Sybille,“ sagte eine Stimme dicht neben ihr. Er beugte sich über ihren Stuhl, als er dies fast in ihre Ohren flüsterte. Sybille sah auf; dann warf sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals, brach in ein krampfhaftes Weinen aus und legte ihr Köpfchen auf seine Schulter. Er hatte die junge, frische Liebe in ihrem Herzen getödtet, er war unbarmherzig gewesen, ach! sehr unbarmherzig gegen das arme, arme Kind, aber treu war er; treu hatte er sich bewährt, wo Alles ringsum falsch und treulos geworden; und als sie des Verrathes ihres Verlobten gedachte, da verlangte ihr Herz sehnsüchtig nach dem treuen Freunde, der lieber sich ihrem Hasse aussetzen wollte, als sie ihrem Verderben ungewarnt entgegen gehen zu lassen.

Miß Glyn sah bei diesem Ausbruche von Sybille's Gefühl empört auf das Paar; Mr. Kennedy pfiff laut in seiner Verwunderung; selbst Miß Cains blickte erstaunt darein; aber ohne dies nur zu beachten, setzte sich Sybille's Freund neben das weinende Mädchen, trocknete sanft die Thränen von ihren Wangen und flüsterte ihr mild und zärtlich zu: „Sei muthig, meine edle, kleine Sybille, — sei muthig!“ Ihre Augen begegneten den seinigen und leuchteten, denn sie las dort Wahrheit, Zärtlichkeit und unaussprechliches Mitgefühl, sie richtete sich auf, und lächelte fast. Sie gab ihm ihre Hand und die seinige mit fieberhafter Innigkeit drückend, sagte sie, „Lebe

wohl, Onkel," in einem Tone der deutlich sagte: „verlaß' Dich auf mich." Es war die höchste Zeit für ihn zu gehen und er verließ das Zimmer gleich darauf, aber kaum hatte es sich hinter ihm geschlossen, als sich die Thür wieder öffnete und Sybille's thränenfeuchtes Gesichtchen dort erschien, „Onkel, schreibe mir„ beschwor sie ihn mit einer gewissen Heftigkeit. „Ja, Sybille, ich will es thun — leb' wohl, Gott schütze Dich!"

Fort war er und Sybille's Herz litt bei seinem Scheiden von Neuem, er schien als habe sie mit ihm alle Kraft, jeden Trost verloren. Ach, es war so schwer, allein zu bleiben mit dem unausgesprochenen Jammer! O wie so sehr schwer!

„Sybille," frug die Tante ernsthaft, als die Nichte wieder in das Wohnzimmer trat, „was fehlte Dir?"

„Ich bin nervös und aufgeregt," erwiederte Sybille ruhig.

„Und weshalb bist Du aufgeregt?" sagte Miß Glyn mit gereiztem Tone.

Sybille schüttelte traurig den Kopf, antwortete aber nicht, und die Tante hielt es für besser jetzt zu schweigen. Mehrere Male im Laufe des Vormittags warf Miß Glyn forschende Blicke auf ihre Nichte und jedesmal fühlte sie sich von Neuem bestürzt und wußte durchaus nicht, was sie aus dem Mädchen machen sollte. Sybille saß über ihrem kleinen Stickrahmen eifrig gebeugt und stickte an einem Paar Schuhe, die sie für ihren künftigen Gatten angefangen hatte. Das Muster,

von ihm selbst gezeichnet, war geschmackvoll und reich; die Aufgabe war bis dahin für Sybille ein Entzücken gewesen, jetzt aber war ihr Gesicht streng und bleich, die Augen blickten starr auf die Arbeit und in den regelmäßigen Bewegungen der kleinen, weißen Hand selbst lag eine gewisse Strenge. Einmal jedoch hielt sie inne, und ihre dunklen Augen erweiterten sich, während die bleichen Lippen sich theilten, denn als es elf Uhr schlug, öffnete sich die Thüre und der Graf von Renneville trat herein. Es war seine gewöhnliche Stunde und er sah auch aus wie immer — lächelnd galant, höflich und glücklich. Er trat zu Sybille, nahm ihre Hand die sie ihm willenlos überließ und küßte die schmalen, weißen Finger; er sah die Veränderung in ihrem Gesichte und frug mit zarter Sorge nach der Ursache. „Ich habe Kopfschmerzen," antwortete sie.

„Das thut mir leid, unendlich leid. Aber greift Sie diese Arbeit nicht an? Bitte legen Sie den Rahmen bei Seite, — o bitte, thun Sie es."

Und indem er die That dem Worte folgen ließ, nahm er mit sanfter Gewalt den Rahmen von ihrem Schoose. Sybille lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, sah und hörte zwar, was um sie vorging, fühlte sich jedoch wie im Traume. Seine Stimme hatte ja noch denselben Klang. Kein Miston störte den Wohllaut seiner Rede und gab Zeugniß von der Falschheit des Herzens. War es denn so leicht, zu betrügen?

Konnte Verrath wirklich so das Gewand der Wahrheit tragen?

„Ich kann von ihm lernen," dachte Sybille und bemühte sich, ihm keine Aenderung ihres Wesens gegen ihn sich merken zu lassen. Das Kopfweh gab ja genügenden Grund für ihren Ernst und ihre Schweigsamkeit. Man hatte bisher es nie für nöthig erachtet, diese beiden Liebenden viel allein zu lassen; Miß Glyn meinte, dazu fände sich genug Zeit nach der Hochzeit, und Mr. Kennedy hatte es, als nicht mit den Gebräuchen des Landes übereinstimmend, gemisbilligt. Nur solche têtes à têtes, als sie der Raum des Wohnzimmers, der für Alle bestimmt war, gestattete, wurden ihnen vergönnt, doch war es als Sybille's ausschließliches Recht ihr zuerkannt worden, den Verlobten bis zur Gartenthüre zu geleiten. Deshalb erhob sich auch Sybille, als der Graf sich nach einer Stunde von den Damen verabschieden wollte, und ging hinauf, um ihren Hut und Mantel zu holen. Der Graf wartete, bis sie herunterkam, und schwatzte während dieser Zeit heiter mit Miß Glyn, die, mit ihren Händen auf dem Rücken, behaglich wieder auf ihrem Steckenpferde sich erging. „Natürlich kommen Sie heute Abend?" frug die zukünftige Tante mit gnädigem Lächeln. Der Graf verbeugte sich und sagte, daß er sich die Ehre geben würde. Sybille trat in diesem Augenblicke herein. Sie hörte die Einladung und auch die Antwort. Ein Lächeln flog über ihr blasses Gesicht, aber

ein so finsteres, daß Blanche, welche sie gerade ansah, sich erschrocken erhob und zu ihr hintrat. „Du kleine Judith," flüsterte sie, „was hast Du denn? Du bist wie verwandelt!"

Sybille hob den Zeigefinger empor, als wie um ihr Schweigen zu erflehen, und sagte dem Grafen, daß sie fertig sei. Der junge Mann war sehr heiter, voll von der jedenfalls kommenden Glückseligkeit. In ihm lebten weder Zweifel noch düstre Ahnungen heute, die ihn doch noch am vorhergehenden Tage gequält hatten. „Noch eine Woche, theuere Miß Kennedy," sagte er zärtlich, „und Alles wird vorüber sein." Sybille warf ihm einen düstern Blick zu.

„Wissen Sie," sagte sie, „daß Blanche mich niemals verlassen darf?"

Der Graf seufzte. „Sie wissen, daß ich Alles thun will, Ihnen zu gefallen," erwiederte er, „jedoch wenn ich offen sein soll — ich kann unmöglich je mit dieser jungen Dame sympathisiren."

„Warum aber nicht?"

„Gründe kann ich leider nicht anführen, es ist eine geheime Abneigung. Sie mag eine höchst liebenswürdige Person sein, aber ich kann sie durchaus nicht leiden."

„Hat es denn in der vergangenen Nacht geschneit," sagte Sybille ihn plötzlich unterbrechend. Der Graf sah erstaunt auf und in der That war sein Staunen begreiflich. Der Schnee lag tief und dicht in den Gartenwegen, die Bäume selbst waren davon

bedeckt und die ganze Gegend wie in ein weißes Tuch gehüllt, dennoch sprach Sybille, als ob sie dies eben erst bemerkt hätte. „Haben Sie denn das nicht schon vorher gesehen?“ frug er sie halb ungläubig.

„Nein, in der That nicht.“

Und es war so. Der eine Gedanke, ihr Elend, sein Verrath hatten sie so gänzlich eingenommen, daß die Außenwelt ihren Augen entschwunden zu sein schien. Der Graf blickte sie aufmerksam und forschend an und begann zu ahnen, daß hier etwas geschehen sein müsse. Sie standen eben vor einem kleinen Gartenhäuschen am Ende des Gartens. Sybille gab ihm ein Zeichen, es zu öffnen, er that es, sie trat herein und er folgte ihr. Sie setzte sich nieder, er blieb vor ihr stehen. Das Mädchen schauderte und zog den Mantel dichter um sich. Der Ort war kalt, feucht und dunkel. „Sie werden sich erkälten,“ sagte der Graf, der sehr blaß geworden war.

Sybille hob die Augen zu ihm auf. „Ich werde nicht lange bleiben,“ sagte sie. Er verbeugte sich; sie fuhr fort: „Ich habe heute die Geschichte von Camiola Turinga gelesen. Sie ist Ihnen wohl bekannt?“

„Nein.“

„Sie war reich, und Orlando von Arragonien war arm und gefangen. Sie versprach, ihn mit ihrem Reichthum zu befreien, wenn er sie dann heirathen würde. Sie hielt ihr Wort, während er das seine brach. Noch Vieles geschah zwischen den

Beiden, doch trennten sie sich endlich und Camiola gab ihm in ihrer Verachtung alle die Schätze, um deretwillen er sich zuerst ihr verlobt hatte. Könnte ich das thun," fügte Sybille hinzu sich erhebend und ihren Verlobten mit Augen ansehend, die wie Flammen sprühten, „willig, o wie willig würde ich Ihnen dann das Vermögen überlassen, welches allein mir in Ihren Augen Werth verliehen hat. Ich würde es thun," fuhr sie fort, ihre Hände öffnend, als ob sie Gold vor ihm ausschütten wollte, „aber ich bin nicht meine eigene Herrin und muß mich damit begnügen Ihnen Alles das zurückzugeben, was ich von Ihnen besitze." Sie legte bei diesen Worten, die Perlen, Diamanten und die drei Zeilen in des Grafen Handschrift, welche ihr Onkel Edward zugestellt hatte, auf den Tisch.

„Sie thun mir Unrecht," sagte der Graf, der bleich und finster ihr zusah; „aber ich will mich nicht vertheidigen."

„Und Sie thun wohl daran. Glauben Sie mir: Ihre Untreue hätte ich wohl vergeben können, denn solche Sachen geschehen bisweilen unwillkürlich; aber Verrath kann ich nicht schweigend ertragen. Sie haben mir gegenüber geringschätzig von ihr gesprochen; noch vor einem Augenblicke thaten sie es wieder, und dennoch liebten Sie sie nur allein. Noch schlimmer, Sie liebten sie und wollten mich doch heirathen. Also es war blos das Geld, das elende

Geld, das Sie zu mir führte. Ich brauche Nichts weiter zu sagen — Sie wissen nun, was ich von Ihnen denke."

Graf von Renneville bebte vor Schaam und Verdruß. Die tiefe Verachtung in Sybille's Worten und Blicken war allerdings nicht geeignet, den Verbrecher bußfertig zu stimmen. Als sie sich indeß der Thüre zuwandte, war er es doch nicht im Stande, sie so von sich gehen zu lassen.

„Miß Kennedy," sagte er, „Sie können dies doch nicht im Ernste meinen. Lassen Sie mich es Ihnen erklären, — erlauben Sie, daß ich mit Ihrer Tante spreche —"

„Ich allein bin Diejenige, mit welcher gesprochen werden muß," unterbrach ihn Sybille, „meine Einwilligung wurde zuletzt gegeben, aber muß auch zuerst wieder zurückgezogen werden. Beweisen Sie, daß ich Sie falsch beurtheilt habe, wenn Sie es können!"

Aber der Graf konnte es nicht. Er war dennoch zu viel von einem Edelmann, um im Stande zu sein, seine eigene Handschrift abzuleugnen, und seine Schlechtigkeit ging doch nicht so weit, daß er ihr in das Gesicht lügen konnte. Er runzelte die Stirn und sagte finster und fast verdrossen:

„Junge Damen sind in der Regel sehr strenge Richter der menschlichen Natur, ich weiß — sie erwarten fast immer weit mehr als die Unvollkommenheit des Mannes gewähren kann; aber ich hoffte Sie

würden mir wenigstens vertrauen, einigen Glauben in meine Ehre setzen und —"

„Genug," erwiederte Sybille mit einer stolzen, abwehrenden Handbewegung; „es ist genug, mein Herr!"

Und sie trat so gefaßt, so stolz und hochmüthig blickend aus dem Gartenhause, daß, wenn je in seinem Leben, André von Renneville jetzt fühlte, er könne ein Weib hassen. Sybille ging nach Hause zurück, ohne sich nur einmal umzuwenden, und auch er machte keinen Versuch, ihr zu folgen. Darin hatte er Recht. Alles war verloren und zwar gänzlich verloren und deshalb hielt er es auch für vollkommen unnöthig seinen Stolz noch einmal der Demüthigung, die in der Verachtung des jungen Mädchens lag, auszusetzen. Da es denn einmal sein mußte und sie geschieden waren, so sollte sie von ihm auch nur das stolze, bleiche Gesicht in der Erinnerung behalten, auf welchem weder ein Bekenntniß noch ein Leugnen zu lesen war.

„Nun ist es vorbei," dachte Sybille, indem sie in das Haus trat; „Alles vorbei und auf immer. Ich freue mich, daß er sich wenigstens nicht noch erbärmlich zeigte und es nicht ableugnete."

„Sybille, wo ist denn der Diamantschmuck?" frug Miß Glyn in höchster Aufregung, als ihr Sybille auf dem Vorsaal begegnete.

„Ich ließ ihn im Gartenhause," erwiederte das Mädchen.

Miß Glyn stand wie versteinert.

„Ich ließ ihn im Gartenhause," wiederholte Sybille, „damit ihn der Graf von Renneville wieder zurücknehmen könnte."

Miß Glyn fand ihren Athem wenigstens so weit wieder, um zu sagen:

„Und warum soll er ihn wieder mitnehmen, Kind?"

Sybille hob ihre Augen mit festem Blicke zur Tante auf und sagte ruhig:

„Weil wir uns getrennt haben — — es ist Alles zwischen uns zu Ende!"

„Ihr habt euch veruneinigt?" sagte Miß Glyn mit schwacher Stimme.

„O, nein!" erwiederte das Mädchen sehr gefaßt; „wir haben uns nicht veruneinigt, —, — wir hatten keine Ursache dazu, aber ich habe etwas gehört, was es mir wünschenswerth machte, daß wir uns trennten, — und das haben wir gethan, unwiderruflich."

„Komm mit mir," sagte Miß Glyn, welche wohl fühlen mochte, daß der Vorsaal kein geeigneter Platz für solche Erklärungen sei. Sie nahm ihre nicht widerstrebende Nichte bei der Hand und ging mit ihr in das Studirzimmer, wo sie Mr. Kennedy fanden. Er schrieb gerade und blickte nur flüchtig auf:

„Nun, Miezchen, wie geht es mit den Kopfschmerzen?“

„Sie hat dem Grafen einen Korb gegeben,“ schrie Miß Glyn, welche jetzt Zeit genug gehabt hatte, sich in ihren Zorn hinein zu arbeiten; „und sie ist schon einmal aufgeboten worden! Es ist schrecklich!“

„Sybille!“ rief Mr. Kennedy, erschrocken vom Stuhle aufspringend, mit hellem Erröthen des Verdrusses. Er glaubte, sie würde es leugnen, aber sie that es nicht.

„Warum hast Du das gethan?“ frug er ängstlich, „weißt Du auch was Du gethan hast?“

„Ich kann das leider nicht ändern,“ sagte Sybille traurig.

„Ich erfuhr, daß er ein anderes Mädchen liebte, er konnte es nicht ableugnen und deshalb trennten wir uns.“

„Welches Mädchen?“ frug Miß Glyn heftig.

„Mir wurde der Name nicht genannt,“ antwortete Sybille, „aber er war falsch und konnte Nichts dagegen sagen, deshalb trennten wir uns.“

Sie sprach eintönig und gleichsam wie mechanisch — aber entschlossen und leise.

„Und Du hast dies Alles ohne unsern Rath abgemacht? sagte die Tante wieder sehr gereizt.

„Du bist allerdings wohl zu vorschnell gewesen,“ bemerkte Mr. Kennedy ernst. Auch er war bitter ge-

täuscht worden durch diesen plötzlichen Bruch, und dies konnte man deutlich in seinem Gesichte lesen.

„Ich konnte diesen Mann nicht heirathen, dem es nur um mein Vermögen zu thun war,“ sagte Sybille.

„Woher willst Du das wissen?“ frug Miß Glyn scharf.

„Er leugnete es nicht.“

Darauf war freilich keine Erwiederung möglich, deshalb wendete sich der Zorn der Tante einer andern Seite zu.

„Mr. Kennedy,“ sagte sie ärgerlich, „glauben Sie mir, dieser Mann, Ihr Bruder, ist wieder die Wurzel von all' diesem Unheil.“

Mr. Kennedy biß auf seine Feder und runzelte die Stirn, sagte jedoch Nichts; und Sybille, von Allem ermüdet, was sie durchgemacht hatte, schlich leise aus dem Zimmer und ging die Treppe hinauf. Oben an ihrer Stubenthür stand Blanche. Sybille ging auf sie zu, zog sie in ihre Arme und sagte leidenschaftlich:

„Blanche, ich liebe Dich mehr wie je, — weit mehr wie je!“

„Was ist geschehen?“ frug Miß Cains mit erstauntem Blicke.

„Wir haben uns getrennt auf ewig, — es ist Alles vorüber; aber ich liebe Dich dennoch mehr als je, — o glaube es mir — mehr als je!“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Bei der ersten Liebe eines jungen Mädchens spielt die Phantasie gewöhnlich eine große Rolle. Es war nicht André von Renneville, der sich Sybille's Zuneigung erworben hatte, sondern der Held ihrer Träume, der Edelmann von tadellosem Rufe, edlen Gefühlen, hoher Geburt, und der muthige Kämpfer gegen das Misgeschick. Wäre er ein fröhlicher, reicher, junger Mann gewesen, so hätte sie ihn vielleicht niemals lieb gewonnen, oder, wenn dies geschehen, so wäre diese Liebe auf ganz anderem Boden entsprungen. Er hatte sie durch seine Leiden, und durch die muthmaßliche Größe und Güte seiner Natur gewonnen. Jetzt aber trugen seine Kümmernisse einen unreinen Charakter, seine Tugenden selbst sahen unecht aus, alles, was sie ihrem Helden angedichtet und angeträumt hatte, erschien ihr nun als Hirngespinste. Sybille war verständig genug, um dies einsehen zu können, und wie Mitleid und Achtung zu der Entstehung ihrer Liebe beigetragen hatten, so schnell und sicher tödtete nun die Verachtung jedes Gefühl für den

Verräther in ihrem Herzen. Sie wollte nicht um den Mann trauern und klagen, der sie so erbärmlich betrogen, und sich selbst noch erbärmlicher zu verkaufen im Begriff gestanden hatte; jedoch unser Herz ist ein seltsames Ding, eine kleine noch nie gänzlich erforschte Welt. Wenn auch Sybille dem verlorenen Geliebten nicht sehr nachtrauerte, so war doch ihr Schmerz gewaltig um die verlorene Liebe, um das geschwundene Vertrauen, — diese beiden Stützen, die ihr gewaltsam entrissen worden zu sein schienen. Ach, es thut so bitter weh, wenn man zum ersten Male zu trauriger Wahrheit erwacht, und um sich Verrath und Falschheit sieht, wo man vertrauend sein ganzes Herz hingegeben hat. Natürlich wissen wir zwar Alle, daß die Möglichkeit zu solchen trüben Erfahrungen wohl in jedes Leben tritt; wir haben davon gelesen, die Geschichte selbst liefert die Beispiele und dennoch bleibt uns die eigentliche Kenntniß darüber noch unklar. Darin gleicht es dem Tode, den wir täglich nahe wissen, und doch nicht daran glauben, bis er sich uns nähert und mit grausamer Hand einen leeren Platz an unserem Heerde macht. Sybille hatte wohl oft gehört, daß Männer falsch sein, daß Mädchen betrogen werden können, doch niemals hatte sie diese traurigen Wahrheiten mit sich selbst in Verbindung gebracht oder nur geglaubt, daß sich eine solche Erfahrung in ihr junges Leben verweben könnte. Ihr Geliebter sollte groß, gut und wahr sein, und ehrenhaft bis

zum letzten Blutstropfen; ebenso sollte auch ihr Lieben ewig treu und fest aushalten. Wenn auch Trübsale ihrer harrten, Trennungen bitterer als der Tod, Kummer und Sorgen, aber nur kein Verrath — keine Falschheit! So hatte sie gehofft und ach! sie mußte an sich alle diese gefürchteten Schrecken erleben. Sie mußte es sich klar machen, daß sie die ganze Zeit über nur den Schein Dessen geliebt hatte, was ihre Phantasie erschaffen, und daß der wirkliche Gegenstand ihrer Liebe ihrer völlig unwerth gewesen sei. Ein Haß erwuchs in ihrem Herzen, nicht gegen ihn — denn sie hielt ihn kaum ihres Hasses würdig, — sondern gegen dieses Trugbild, dem sie bald zum Opfer gefallen wäre. O! wie verwünschte sie ihre Blindheit, wie bereute sie jedes zärtliche, vertrauensvolle Wort, welches sie an den Undankbaren verschwendet hatte! Wie gern hätte sie diese Vergangenheit vernichtet, aus ihrem Leben gestrichen, und alle Spuren davon verbrannt und vertilgt. — Davon, was in ihrem armen, zerrissenen Herzen vorging, mochte wohl ihr Gesicht deutlich Kunde geben, als sie Blanche in ihre Arme geschlossen hatte und sie versicherte, daß sie ihr theuerer als je sei. Miß Cains wechselte selten die Farbe, aber ihre Augen nahmen bisweilen einen unstäten Ausdruck an, welcher ihre Betheiligung an dem Geschehenen andeutete. Ein solcher Blick lag in diesem Momente in ihren Augen. Sie legte ihre Hand auf Sybille's Schulter und nöthigte sie in ihr Zimmer

mit herein zu gehen. Als sich die Thüre hinter den Beiden schloß, sagte sie:

„Was ist geschehen? Warum siehst Du so seltsam aus? Es ist ja ganz entsetzlich, Kindchen!“

„Ich sehe aus, wie ich empfinde,“ erwiederte Sybille düster; „aber ich liebe Dich mehr als je, denn Du bist treu und wahr, und er —, nun ja ich will ihm deshalb nicht grollen, daß er Dich vorzog. Nur, warum war er so feige, mich nicht aufzugeben? Vielleicht hättest Du ihn nicht einmal genommen, jedoch er hätte es versuchen müssen, Dich zu gewinnen. Ich glaube aber, er ist zu schmuzig geizig!“

Miß Cains runzelte die schöne Stirn.

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte sie frostig.

„Du thust es wohl, Blanche, Du willst ihn nur in Schutz nehmen, aber es ist dazu viel zu spät; Alles ist zwischen uns am Ende.“

„Aber ich bin nicht die Ursache,“ sagte Blanche ernst.

„Nein, nur seine eigene Schlechtigkeit und Blanche, Dein Name ist nicht dabei genannt worden. Nicht einmal ihm gegenüber habe ich ihn ausgesprochen, noch viel weniger gegen Tante und Vater. Du bist ja durchaus nicht zu tadeln, aber sie könnten es vielleicht anders auslegen.“

„Du bist ein Engel,“ sagte Blanche augenscheinlich sehr erleichtert; „aber, liebstes Kind, sprich nicht in solchem tragischen Tone. Es ist ein kleiner Zwist,

wie Liebende ihn so oft untereinander haben, der wird bald wieder ausgeglichen sein, denn bedenke nur, ihr seid schon einmal aufgeboten worden und Du wirst und mußt dennoch die kleine Gräfin werden!"

Sybille war empört.

„Meinst Du, ich würde einen Mann heirathen, der Dich liebt?" frug sie mit flammenden Augen.

„Aber, Liebste, woher weißt Du, daß er mich überhaupt liebt?" frug Blanche heiter dagegen.

„Ich neckte ihn damit — und er konnte es nicht leugnen."

Miß Cains blickte zur Erde und runzelte wieder ihre schöne Stirne.

„Nun gut," sagte sie, verächtlich lächelnd aufblickend, „ich vermuthe, daß, da ich arm und schön bin, ich gewissermaßen meine Bestimmung darin finden muß, auf unverschämte Art geliebt und bewundert zu werden; aber trotz alledem, Sybille, glaube mir, er zog Dich dennoch bei Weitem mir vor. Du solltest die Gräfin werden, die Mutter seiner Kinder, die geehrte Wiederherstellerin des alten Hauses und der Familie; für mich, glaube ich, behielt er bei all' seinen Plänen keinen Platz übrig, denn in der That war wohl keiner da, den ich anständig hätte ausfüllen können."

Sybille lächelte trübselig.

„Du meinst es gut, Blanche," sagte sie, „aber das hilft doch Nichts."

„Nebenbei," fügte sie mit bedeutungsvollem Zusammenpressen der Lippen hinzu, „verstehst Du mich nicht, weshalb ich ihn auf immer hassen muß: er war nicht wahrhaft." —

Sie sah sehr streng und finster bei diesen Worten aus.

„Du kleine Puritanerin," rief Blanche. „Er war nur wie a l l e Männer — treulos. Was liegt daran? Ich glaube, sie können nichts dafür, es liegt in ihrer Natur," fügte sie ruhig hinzu.

„Aber ich will nicht betrogen werden!" rief Sybille, und ihre dunklen Augen brannten in einem so seltsamen Feuer, daß die Blässe ihres Gesichtes davon wie bestrahlt und das Mädchen wunderbar schön erschien. Die Freundin sah sie an und war wie geblendet.

„Der Elende," sagte sie verächtlich. „Wie wunderschön siehst Du jetzt aus, Sybille. Wie ein kleiner, blasser Geist, voll von göttlicher Schönheit; ihm jedoch genügte dieses nicht, ihm verlangte nach dem irdischen, gemeineren Theile," sagte sie, heftig mit dem Fuße stampfend. „Du thust sehr wohl daran, ihn zu entlassen; doch höre meine Versicherung, Du hattest doch den besten Theil seiner Liebe. Hundertmal habe ich das gesehen. Mir gab er den schlechteren, und ich will ehrlich sein, ich sah dies auch und haßte ihn deshalb," fügte sie hinzu die

Faust ballend; „und ich will und muß noch leben, um mich an dem Herrn Grafen zu rächen.“

„Rächen!“ wiederholte Sybille träumerisch.

„Wer denkt an Rache bei solcher Erbärmlichkeit? Verachtung ist genügend!“

„Ich begreife Dich nicht,“ entgegnete Miß Cains voll Ungeduld.

„Du bist viel zu großsinnig und edel für mich. Hätte ich ihn jetzt unter meinen Füßen, wie wollte ich ihn zertreten! Wie durfte er Dich betrügen und mich beleidigen!“

„Laß uns nicht mehr an ihn denken,“ sagte Sybille ruhig.

„Was werden wir diesen Abend anziehen? Du weißt wir gehen zu Mrs. Ronald.“

„Nein, Sybille, thue das nicht, bitte, bitte, Du hältst es nicht aus.“

„Blanche, ich sage es noch einmal, Du kennst mich nicht. Aushalten — verlaß Dich auf mich. Mich wird die Verachtung stählen. Ich frage Dich noch einmal, was wollen wir heut' Abend tragen?“

Miß Cains versuchte es Sybillen von ihrem Entschlusse abzubringen, aber sie blieb fest. Sie wollte nicht in nutzloser Trauer zu Hause bleiben und nicht um ihn klagen. Sie wollte dem Verräther beweisen, daß es nicht in seiner Macht läge, ihr die Freuden des Lebens zu rauben. Sie war so entschlossen, so unerschütterlich, daß Miß Cains bei sich dachte, daß

sie doch Sybille's Charakter bisher noch gar nicht recht erkannt hätte.

„Es ist dennoch Stahl und Eisen in ihr," dachte sie, als sie das bleiche, entschlossene Gesicht, die thränenlosen Augen betrachtete. Ja wohl Eisen und Stahl war darin, aber in dem zarten Körper auch Fieber. Die Freundin gab ihr also nach und that ihr den Willen, mit ihr die Abendtoilette zu berathen.

„Du bist blaß," sagte sie, „deshalb will ich Dich mit rothen Rosen schmücken, die werden Dir Farbe geben. Weiß wird am Reizendsten dazu aussehen und so ist dann das kleine Opferlamm fertig! Aber nein, er wird wohl auch dort sein, und er sah Dich so gern in Weiß mit Rosen, deshalb denke ich —"

„Er war es nicht, der diesen Anzug besonders liebte, sondern der Onkel, und deshalb gerade will ich nichts Anderes tragen, und was ziehst Du an?"

„Blau — ewig blau —" seufzte Blanche, mit spöttischem Ernste.

„Auch ich habe Deines Onkels Autorität für diesen Beschluß, denn er scheint ja in eurem Hause der große Gesetzgeber in Toilettenangelegenheiten zu sein." —

Miß Glyn fühlte sich gar wenig für die Gesellschaft aufgelegt, und sprach schon davon eine Entschuldigung einzuschicken. Aber Sybille bestand darauf, und da ihr Vater gezwungen war zu Hause zu bleiben, so blieb der Tante nichts anderes übrig als mitzugehen.

Sie that es denn trotz der bitteren Täuschung, welche ihr das aufgelöste Verhältniß gebracht hatte. Vielleicht auch hoffte sie durch ihr Nachgeben Sybille weicher zu stimmen, und aus ihr endlich den wahren Grund dieses „Zankes", wie sie es eigensinnig zu nennen beliebte, zu erfahren. Sie hatte ihren Verdacht, und zögerte auch durchaus nicht diesen in den verschiedensten Andeutungen der Miß Cains entgelten zu lassen, als sie zufällig nach Tische einmal allein beisammen waren.

„Ich hoffe, Miß Cains, Sie werden mit uns heut' Abend in die Gesellschaft gehen?" sagte sie mit herablassender Freundlichkeit.

„Ja, — Mrs. Ronald hat mich selbst dazu aufgefordert," war die ruhige Antwort.

„Mrs. Ronald konnte durchaus nicht anders, als unsern Besuch auch einzuladen," sagte Miß. Glyn.

„O, ich glaube gar nicht, daß ich je meiner eigenen Verdienste wegen eingeladen werden kann, Miß Glyn. Ich kenne meinen Werth, oder besser Unwerth zu genau, um dies zu denken."

„Nun, nun, Miß Cains, zwingen Sie sich ja nicht zur Demuth, das steht Ihnen gar nicht," sagte die alte Dame.

„Sie sind von verschiedenen Seiten wohl vollständig gewürdigt worden, und Sie wissen das recht sehr gut."

Miß Cains stand auf, richtete sich stolz in die Höhe, und sagte ernst.

„Ich will nicht vorgeben, als hätte ich Sie nicht verstanden, Miß Glyn — ich werde heute Abend nicht zu Mrs. Ronald gehen.“

Sie verließ das Zimmer, nachdem sie das gesprochen, und ging in ihre eigene Stube. Dort fand sie Sybille, als diese, vollständig angezogen, sie aufsuchte.

„Du bist noch nicht fertig!“ sagte sie erstaunt.

„Ich gehe nicht mit, mein Kind; Deine Tante hat es für gut befunden, Verdacht laut werden zu lassen, den ich nicht gut ableugnen konnte. Der Graf wird möglicherweise heute bei Mrs. Ronald sein, und wenn ich wüßte, Miß Glyn beobachtete mich auf Schritt und Tritt, so würde mich das außer mir bringen. So bleibe ich lieber daheim, und glaube mir, Sybille, es ist mir dies gar kein Opfer, ich habe die Welt gründlich überdrüssig.“

Das junge Mädchen suchte die Freundin zu bestimmen, doch gab sie es nach einem schwachen Versuche bald auf. Ihr Herz fühlte augenblicklich sich durch Nichts berührt, selbst die Gegenwart der geliebten Freundin gab ihr keinen Trost, keine Stütze; auch schien es wirklich, als ob Miß Cains sehr gern zu Hause bliebe, und in der That keine Freude an der Geselligkeit hätte. Sybille war gerade in der Gemüthsstimmung, daß sie ihr dies willig glaubte, denn o wie leer, wie schaal erschien ihr die Welt, welch’ eine Last waren ihr jetzt diese gerühmten Freuden!

Als sie hinunter ging, um sich ihrer Tante anzuschließen, rief sie der Vater in sein Studirzimmer.

„Sybille," sagte er, „ist die Sache wirklich aus? Kann Nichts gethan werden, euch Beide wieder zu vereinigen?"

„Nichts — gar Nichts," — erwiederte Sybille; „er würde vielleicht wieder zurückkommen, wenn ich es wünschte, allein das will ich nicht und so muß es für immer aus sein."

„Mag es denn sein," sagte der Vater ein wenig verdrüßlich; „hier ist ein Brief von Edward für Dich," und er warf einen großen, sorgfältig versiegelten Brief auf den Tisch. Sybille nahm ihn begierig und ihr Herz schlug fast freudig, als er in ihrer Hand lag. Da war doch noch ein Freund ihr geblieben, ein echter, treuer Freund — und seine Worte würden ihr helfen, dies fühlte sie. Als alle Andern blind gewesen, war er allein klar sehend geblieben, weil er allein frei von allem Egoismus war, er hatte sie von Anfang an gewarnt, und sie hatte die wohlmeinende Stimme nicht geachtet. Sie konnte den Brief jetzt nicht lesen, doch nahm sie ihn mit sich, das Bewußtsein ihn bei sich zu haben, würde ihr Ruhe und Muth geben, so dachte sie, um durch die selbstauferlegte Qual der Gesellschaft bei Mrs. Ronald zu gehen.

„Ich will ihn lesen, wenn ich zurück-komme," sagte sie zu ihrem Vater.

„Lies ihn, wenn Du willst," erwiederte er nachlässig.

Er hatte sich über Sybille geärgert, der Bruch mit dem Grafen war ihm durchaus nicht willkommen und er zeigte ihr dies deutlich. Thränen füllten Sybille's Augen. So hatte denn auch ihr Vater nicht einzig und allein an ihr Glück gedacht? Doch instinctmäßig fühlte sie, daß darüber weder Worte noch Gedanken verschwendet werden durften, und mit anscheinender Heiterkeit verließ sie Mr. Kennedy's Studirstube. — Sybille war ganz überaus reizend gekleidet, und Mrs. Ronald's Gesellschaft die glänzendste, welche sie bisher gegeben hatte; das junge Mädchen war die Schönheit des Abends. Miß Glyn mußte von allen Seiten die Lobpreisungen ihrer Nichte hören, jedoch die Stirne der würdigen Dame blieb trotz alledem streng gefurcht. Ihre Nichte hatte allerdings noch niemals so schön ausgesehen, war noch nie so heiter und lebhaft gewesen wie an diesem Abend, und auch noch nie so gefeiert und gesucht worden, doch Miß Glyn blieb in unbehaglicher Stimmung. Sie hatte halb gehofft, daß dasselbe Gefühl von Stolz, welches Sybille auf den Ball gebracht hatte, auch ihren Verlobten bestimmt haben würde, dort zu erscheinen, aber er kam nicht nur nicht, sondern sie mußte auch die unwillkommene Neuigkeit erfahren, daß der Graf von Renneville nach Paris abgereist sei. Er hatte denselben Nachmittag noch den ersten Zug benutzt, Madame

de Louville hatte diese Nachricht überbracht und sah nicht wenig überrascht und voll von tausend Fragen aus, als sie dies der Tante mittheilte.

Sybille's Tante hatte jedoch ein Gefühl von weiblicher Würde, welches jedes andere bei weitem überstieg. Sie sah nun klar, daß Sybille so entschieden gehandelt habe, daß eine Wiedervereinigung ganz unmöglich geworden, und obgleich ihr diese Entdeckung sehr bitter war, so hütete sie sich doch, sich dies vor Anderen merken zu lassen. Sie war klug genug, zu fühlen, daß es Sybille schaden könnte, wenn sie zögern würde, die Wahrheit einzugestehen, deshalb sagte sie ganz offen:

„Ja, meine Nichte hat es für besser gehalten. Sie haben sich getrennt. Ich billige das Verfahren meiner Nichte vollständig."

Madame de Louville's einfältiges Gesicht zeigte die größte Ueberraschung.

„Mein Himmel, sie sind ja schon einmal aufgeboten worden!" sagte sie.

„Das ist wohl wahr, jedoch es war noch nicht zu spät, einen Irrthum einzusehen, und das ist allerdings ein großes Glück für meine Nichte. Sie haben sich in dem jungen Herrn geirrt, Madame de Louville!"

„Was ist denn geschehen? — was hat er denn gethan?" frug die Dame in brennendster Neugier.

„Ich habe weder den Wunsch noch — in der That — das Recht ihm zu schaden, er ist ohnehin

schon genugsam gestraft," erwiederte Miß Glyn großartig. Mehr als das konnte die Französin nicht aus ihr herausbekommen, und an Sybille konnte sie sich gar nicht wagen. Die junge Dame war für jeden Tanz engagirt und in den Zwischenpausen so umringt, daß es Niemand möglich war zu ihr zu gelangen. Madame de Louville wollte warten bis die Kennedys gehen würden, aber Sybille war entschlossen bis zuletzt zu bleiben, und so wurde die alte Dame endlich müde und ging verdrüßlich, mit ungestillter Neugier davon. Miß Glyn wartete mit wahrhaft heroischer Geduld, bis ihre Nichte bereit sein würde, ihr zu folgen. Sie war sehr, sehr böse auf Sybille, konnte ihr jedoch ihre Bewunderung nicht versagen, wie muthig sie diese erste, schwere Erfahrung trug. „Das hat sie von den Gliedern meiner Familie," dachte sie stolz, „die Glyns waren so." Aergerlich war es aber doch, daß Sybille sich eine so schöne Gelegenheit hatte entschlüpfen lassen, eine Gräfin zu werden, aber da sie es denn einmal gethan hatte, nun wohl, so war es nur recht und billig, es muthig durchzuführen und so fröhlich zu tanzen, als ob Nichts geschehen sei und der Graf nie existirt habe.

„Ich würde es eben so gemacht haben," dachte Miß Glyn.

So wartete sie es denn ab, bis Sybille bereit war zu gehen und klagte auch durchaus nicht, daß sie so spät erst nach Hause fuhren, denn es war schon

Morgen geworden; als sie jedoch in das Haus eintraten und sie in Sybille's bleiches, angegriffenes Gesicht sah, da schwand ihr erst gefaßter Vorsatz, dem Mädchen noch eine ernste Lection zu halten, und sie beschloß, es auf den andern Tag zu verschieben. Sie wünschte ihr gute Nacht und die Beiden trennten sich, ohne noch über das Geschehene mit einander gesprochen zu haben. —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„O welch' ein Abend! welch' ein Abend!" stöhnte die arme Sybille, als sie in ihr kaltes Zimmer trat. Sie hatte Denise verboten, auf sie zu warten, und das Mädchen hatte, ermüdet von ihrem Tagewerke, nur zu gern eingewilligt. So war denn Sybille allein mit ihrem Herzen voll des tiefsten Jammers. Sie hatte eine Rolle gespielt, die weit über ihre Kräfte ging und gar nicht in ihrer Natur lag. Was lag ihr an der Welt, was an dem Stolz? Waren denn nicht all' ihre Liebe, seine Treulosigkeit, ihr verschwendetes Vertrauen, all ihre glänzenden Illusionen um sie herum und sahen sie mit kalten Geisteraugen an? Sie rang die Hände, sie hätte laut schreien mögen im Uebermaße ihres Herzeleids. Plötzlich erinnerte sie sich an den Brief des Onkels. Mit begieriger Hand erbrach sie das Siegel und las:

> „Sybille, theuerste Sybille," schrieb er, „ich fürchte, ich kann Dir keinen Trost geben — erwarte keinen von mir. Ich bin kein Zauberer, daß ich dem Werke der allmächtigen Zeit vor-

zugreifen vermöchte, aber ich kann mit Dir fühlen, tief, innig und warm. Dein Kummer wird enden, eher noch, als Du jetzt glaubst, denn des Menschen Kummer ist wie er selbst — sterblich und währt nur kurze Zeit; denn ein ewiges Leid bedingt auch unsterbliche Leidtragende. Laß einen Gedanken jedoch Dich in Deiner Prüfung stärken, das Bewußtsein, daß Du als Sieger hervorgegangen bist, Du bist nicht schwach und thöricht liebevoll gewesen, auf Deinem Siege ruht kein Flecken. Darin bist Du glücklich zu preisen, Sybille; denn wohl ist die Liebe die gefährlichste aller menschlichen Empfindungen. Selbst im Paradiese, selbst in dieser Vereinigung, die Gott besonders gesegnet hatte, auch dort war Gefahr, und die Liebe brachte den ersten Sündenfall und nach ihm das bittere Erbe von Sünde und Tod für alle Zeiten und Geschlechter. Es ist viel werth, Sybille, wenn man durch solche Kämpfe frei hindurchgeht, und auf die Vergangenheit, wenn auch in Trauer, so doch nicht in Schande zurückblicken darf. — Wenig liegt daran, ob man seine Liebe an einen unwürdigen Gegenstand verschwendet hat, vorausgesetzt, daß diese Liebe aus edlen Motiven entsprang.

„Schiffbruch zu leiden ist ein sehr gewöhnliches Menschenloos; aber wenn man, statt mit muthigem, ernstem Sinn, nur auf Vergnügen ausgegangen ist, und dann das Unglück naht, so muß sich

Beschämung noch zu dem Kummer fügen. Mein Stolz hat einen solchen Sturz erlebt, Sybille. Die Schönheit verlockte mich; ich besaß alle die Erfahrung und die Klugheit der Welt, welche Dir mangelte, und dennoch lief ich thöricht hinein in mein Geschick. Gar Vieles umgab mich, das mich hätte warnen sollen und können, aber ich ging mit verbundenen Augen. Du, Sybille, hast ihm vertraut und Du hattest nicht Unrecht, dies zu thun. Sei Dir dies ein Trost, eine Erhebung für Deine Seele. Er war nur falsch durch Versuchung und Schwäche, nicht durch Gewohnheit, oder, was noch viel schlimmer ist, von Natur. Aus diesem großen Schiffbruch, den Du erlitten, Sybille, hast Du Dir die Selbstachtung gerettet. Gar Manche erreichen das Ufer und lassen Alles was sie einst besaßen, in jener großen, tiefen, erbarmungslosen See zurück, und müssen das Leben von Neuem anfangen; glücklich dann die, welche frei sind, ohne Fesseln, und das thun können. Es ist schon spät, und ich kann heute Abend nicht mehr schreiben. Ich sitze in der kleinen Dorfschenke am Küchenfeuer, und ein schlaftrunkenes Dienstmädchen nickt über ihrem Strickzeug, bis ich fertig sein werde. Sie hat rothe Wangen und Aerme — Gesundheit und Arbeit sind ihre Gefährten von Kindheit an gewesen; ich zweifle, ob ihr Herz jemals solche

Pein empfinden wird, als das Deine heute Abend, Sybille, wenngleich sie aus demselben Stoffe gemacht ist wie Du. Aber die gütige Natur hat dieses ihr Kind mit einer dichten Hülle umgeben. Aushalten, ertragen, das ist die Losung ihrer Klasse, und allerdings sie kann sie genug bethätigen. Der späte Besucher, der ermüdete, verdrossene Reisende, der dies kleine Wirthshaus zur Ruhestatt erlesen, läßt seine Laune an ihr aus und sie trägt es als müsse es so sein. Der treulose Liebende, der böswillige Gatte finden bei ihr, was ihnen gebührt. Für den Ersteren hat sie kein Empfinden, sie ist stumpf gegen Treulosigkeit, und sie wird stets bereit sein, die Brutalität des Andern zu schelten und zu verspotten. Und soll sie denn wirklich demselben Geschlechte angehören wie meine kleine, stolze Sybille, Du, die so tief empfindet, die so ganz gebrochen ist, weil die Treulosigkeit ihr nahe getreten? Kann Gewohnheit und Erziehung, diese zweite Mutter-Natur, eine so gewaltige Verschiedenheit hervorbringen, wo die eigentliche Natur eine so geringe gemacht hat? — Gern sagte ich noch mehr, doch das arme Geschöpf ist aufgewacht und sieht mich mit ihren schläfrigen Augen an. Ich bin auch herzlich müde, deshalb gute Nacht, Sybille. Ich bin bei diesem trostlosen Wetter ausgewesen und bin ganz naß ge-

worden und setzte mich hier in dieser feuchten Kühle nieder. Ich werde gut schlafen, Sybille, aber Du, mein armes, liebes Kind, wirst Du es können?"

„Schlafen!" dachte Sybille, als sie den Brief zusammenfaltete; „nein ich kann nicht schlafen, werde ich es überhaupt je wieder können?"

Sie sah am andern Morgen so krank und leidend aus, daß Alle sich das schweigend zugestehen mußten. Sie bestand jedoch trotzdem darauf, daß sie auch an diesem Abend einer Gesellschaft beiwohnen wollte, zu welcher sie und Miß Cains schon vor längerer Zeit eingeladen worden waren. Miß Glyn, obgleich kaum sehr bereitwillig, verstand sich dazu ihre Nichte zu begleiten. Sie konnte nicht umhin den Muth Sybille's zu bewundern und hielt es allerdings auch für das Gerathenste, der Welt zu zeigen, daß man sehr leicht den Verlust des Grafen verschmerzen könne. Miß Cains schüttelte den blonden Kopf, als Sybille sie frug, ob sie mitgehen würde.

„Nein, Liebste," sagte sie, „ich habe alle Gesellschaften herzlich satt, wie ich Dir schon sagte, und bin am liebsten zu Hause. Ich werde Dir jedoch beim Ankleiden helfen, denn Du mußt wieder reizend aussehen!"

Das Wort „zu Hause" rief auf Miß Glyn's Stirn ein ärgerliches Runzeln hervor. Dachte denn diese Miß Cains wirklich daran, für immer hier blei-

ben zu wollen? Sie stellte die Frage an ihre Nichte, als sie zusammen fortfuhren.

„Ich weiß es in der That nicht, Tante," war die gleichgiltige Antwort. „Sie ist sehr unglücklich daran. Alle ihre Bemühungen scheitern, sie kann keine passende Stelle finden, und das liegt ihr sehr schwer auf dem Herzen."

„Aber mager wird sie bei all' dieser Sorge durchaus nicht. Dein Vater sagte noch neulich, wie stark sie geworden wäre."

„Warum kann er sie nur nicht leiden? Warum überhaupt, seid ihr Alle gegen sie?" frug Sybille fast ärgerlich. „Sie ist doch die Herzensgüte selbst, und Niemand will das anerkennen."

„O! ich weiß wohl Jemanden, der ihre unbegreiflichen Vorzüge erkannt hat," erwiederte Miß Glyn scharf; „und ich zweifle nicht, daß Du es eben so gut weißt!"

Sybille erwiederte Nichts auf diesen Angriff, theils aus Klugheit, theils weil sie sich nicht viel daraus machte. Ihr war jetzt Alles so gleichgiltig und, was noch trauriger war, sie fühlte, als ob niemals die Zeit kommen könnte, wo sie sich wieder für irgend etwas zu interessiren im Stande sein würde. Vielleicht hatte sie doch den Grafen noch mehr geliebt, als sie gedacht, vielleicht aber bringen erste Wunden der Art immer jenes Gefühl der Vereinsamung, der Leere mit sich. Später fühlen wir den Schlag wohl noch eben

so gewaltig, aber wir wissen doch, daß wir uns wieder darüber erheben werden. In der Jugend sind wir kaum im Stande, uns dies klar zu machen; es scheint eben Alles dahin zu sein; das Leben liegt wie eine weite, dürre Wüste vor uns, und wir meinen, unser ganzes übriges Dasein nur bei den Trümmern des verlorenen Glückes fristen zu müssen. So wenigstens dachte Sybille, und in dieser Stimmung trug sie ihren Kummer; Abend nach Abend ging sie bleich, aber stolz in die Welt, um diese über ihren wahren Zustand zu täuschen. Miß Glyn begleitete ihre Nichte treulich, denn Mr. Kennedy saß gerade über vielen, verdrüßlichen Rechnungsabschlüssen, und Miß Cains hatte die Freuden der Geselligkeit aufgegeben, wie es schien. Dies währte ungefähr eine Woche. Eines Abends, als die beiden Damen etwas früher wie gewöhnlich aus einer Gesellschaft nach Hause fuhren, rief Miß Glyn plötzlich:

„Was soll das sein? Es ist Licht im Wohnzimmer!"

„Sybille sah aus dem Wagen und bemerkte das Licht ebenfalls.

„Es ist mir doch sonderbar, daß Miß Cains in unsern Wohnzimmer Gäste empfängt," fuhr Miß Glyn mit scharfem Tone fort.

Ein Schatten war eben an dem Fenster sichtbar geworden, und wenn Miß Glyn's Augen eine männliche Gestalt vielleicht nicht ganz deutlich zu unter-

scheiden vermochten, so konnten es doch Sybille's. War ihr Onkel wieder gekommen? Sie wagte es nicht, diese Frage laut der Tante gegenüber zu wiederholen. Miß Glyn war durchaus nicht die Freundin von Mr. Kennedy's Bruder und das Mädchen wußte dies, schwieg also wohlweislich. Ueberdies hielt sie sich auch nicht befugt, zu sprechen, denn ein anderer Schatten, in welchem sie deutlich Blanche's Gestalt erkannte, hatte jetzt den Platz am Fenster eingenommen; dann schien es einmal, als ob die beiden Schatten dicht beisammen ständen wie im Gespräch, dann plötzlich auseinander wichen, und endlich war das Fenster wieder eine ungetrübte Scheibe von Licht. „Ist er's?" dachte Sybille — mit klopfendem Herzen, — „ist er's? O! wenn er mich nur trösten könnte!" Sie lief eilig, noch vor der Tante, die Treppe hinauf in die Wohnstube, blickte sich rasch um, doch sah sie Niemand als Miß Cains, welche bei ihrem Eintritt ihr Buch mit leichtem Gähnen beiseite legte.

„So bald wieder zurück?" sagte sie.

„Ja — war das der Onkel, der bei Dir war?"

„Vermuthlich," erwiederte Miß Cains ruhig; „es kam Jemand herein, sah sich um und spazierte wieder heraus; ich glaube, es war der Grünäugige.

„Hast Du ihn wirklich nicht gesehen, Blanche?"

„Liebste, ich sehe niemals das, was ich ich nicht sehen will," war die verächtliche Antwort, „und, mag

ich wohl getrost hinzufügen, was mich nicht gern sieht."

Sybille antwortete nicht, denn eben trat Miß Glyn herein nnd äußerte mit einiger Schärfe, daß sie hoffte, daß Miß Cains doch vorsichtig mit Feuer und Licht umzugehen verstände, da man so leicht ein Haus in Brand stecken könnte.

„Ja, es ist unendlich leicht," sagte Miß Cains sehr ruhig.

Miß Glyn preßte ihre Lippen zusammen, um die ungastfreundliche Antwort, die dort schwebte, niederzuhalten, und Sybille zögerte noch im Zimmer, in der leisen Hoffnung, daß der Onkel zurückkehren würde, aber es war vergebens, er kam nicht. Sie sahen sich nicht eher als am nächsten Morgen, wo Sybille ihn ganz zufällig im Klostergange traf, wo er, eine Cigarre rauchend, auf und ab ging. Er blickte sehr ernst in ihr abgezehrtes Gesicht, sagte aber nichts darüber. Nach einer Weile brach er jedoch in die Worte aus:

„Wo warst Du gestern Abend? In einer Gesellschaft, Sybille? Warum thust Du das? Du kannst Dich doch nicht selbst betrügen! Was nützt es denn auch, Andere hintergehen zu wollen?"

„Nein," erwiederte sie, „ich sehe es ein, es hilft gar nichts, und ich gebe es auch nun auf. Nur Du, Onkel, kannst mir helfen, Du mußt mir öfter schreiben, o, bitte, versprich es mir!"

Er war ergriffen von dem beschwörenden Tone, in welchem sie sprach. Er hatte ihr fast täglich geschrieben, seit jenem ersten Briefe, und diese Blätter hatten ihr eine Art von bittersüßem Trost gewährt. Sybille war nicht im Stande, über ihren Kummer mit irgend Jemand zu sprechen; sie wollte weder Vater noch Tante damit quälen, vielleicht auch fürchtete sie die vielen Fragen, die ihr dann vorgelegt werden würden, und Blanche wollte sie nicht in die Tiefe ihres Leides blicken lassen, welches ja eigentlich von ihr verschuldet worden war, um sie dadurch nicht zu betrüben. Aber sie bedurfte Jemand, der ihrer gedachte und einen Theil ihrer schweren Bürde auf sich zu nehmen bereit war, und das war ihr der Onkel, und seine Briefe hatten ihn während seiner Abwesenheit vertreten. Er sprach nicht leichthin von ihrem Schmerz; er ermüdete sie nicht durch alltägliche Trostworte, er erkannte und würdigte ihren Kummer. Ja, es schien sogar, als wäre ihm nur Sybille's Weh, unter all' den vielen erhobenen Klagen der Welt, das einzige echte, wahre, welches er zu stillen sich geneigt fand. Es gelang ihm auch, denn jene unruhige, fieberhafte Rastlosigkeit sänftigte er in ihr durch seinen schriftlichen Zuspruch, und deshalb verlangte Sybille danach, wie der Müde nach seiner Ruhestätte.

„Nun gut," antwortete er nach einer kurzen Pause — „ich will Dir auch fernerhin schreiben."

„Ich sollte Dich eigentlich nicht darum bitten, ich

weiß es," sagte das Mädchen traurig, „denn Du hast so viel zu thun; aber der Kummer macht selbstsüchtig."

„Selbstsüchtig, Sybille! — es soll mich doch wundern, ob Du dies je werden wirst? Nie, niemals! Was nun meine gehäufte Arbeit betrifft, so ist dies nur eine kleine Heuchelei von Dir, dies zu erwähnen. Aber warum soll ich Dir denn schreiben? ist nicht das Sprechen besser?"

„Nein, denn ich lese einen Brief immer und immer wieder, und wann kann ich Dich allein sehen? Es ist heute ganz zufällig, daß wir fünf Minuten ungestört zusammen sein können. Auch habe ich Deine Briefe so gern, Onkel."

„Nun wohl, Eure Gnaden sollen heute Abend einen empfangen."

„Danke, danke tausendmal. Ach, wie gut bist Du doch!"

„Bin ich das? Du armes, zerschlagenes Rohr, wer sollte nicht gut gegen Dich sein?"

Er legte seine Hand auf ihre Schulter und blickte in ihr zu ihm erhobenes Gesicht mit einem Ausdrucke von Trauer und Mitleid.

„Sybille," rief hier Miß Glyn aus dem Fenster.

Sybille blickte auf und sah die Tante mit gerunzelter Stirne ihr zuwinken. Sie folgte dem Rufe und verließ den Onkel, der in dem Klostergange zurückblieb.

„Ach! ich bin doch recht selbstsüchtig!" dachte

Sybille. „Ich wünschte, ich wäre jetzt ganz allein mit ihm und dem Vater im Hause, denn er ist der Einzige, der es versteht, mich zu trösten und wieder dem Leben zugänglich zu machen."

Es ist recht fatal, wenn man ärgerlich ist, und kann nicht die Ursache dieser Stimmung angeben. In solcher Verfassung befand sich Miß Glyn, als Sybille zu ihr kam. Es hatte sie ganz außer sich gebracht, die vertrauliche Stellung sehen zu müssen, in welcher der „Betrüger," wie sie ihn beständig noch nannte, neben ihrer Nichte gestanden hatte, seine Hand auf ihrer Schulter, nein, es war unerhört und dennoch wagte sie es nicht, Sybille darüber zur Rede zu stellen. So war sie denn verdrüßlich und gereizt über Sybille's Aussehen und das Mädchen ließ Alles in ungeduldigem Schweigen über sich ergehen, ohne nur ein Wörtchen zu erwiedern. Es war eine Art von Apathie über sie gekommen, aus welcher sie Nichts zu reißen im Stande war. Nur als der Abend herankam und sie an den versprochenen Brief dachte, wurde sie etwas heiterer. Die ganze Familie saß im Wohnzimmer beisammen, und sie glaubte, der Onkel würde ihn bei der ersten Gelegenheit ihr zustecken, jedoch er schien sein Versprechen ganz vergessen zu haben, wenigstens blieb er in eifrigem Gespräche mit ihrem Vater am andern Ende des Zimmers. Als aber Mr. Kennedy aufstand und zu Miß Glyn ging, sah Sybille, daß der Onkel etwas aus der Tasche zog.

Schnell eilte sie an seine Seite, und indem sie ihm ihr offenes Buch hinhielt, sagte sie: „Sieh' Dir das doch einmal an, Onkel!"

Er nahm ihr den Band aus der Hand und sah sie dabei an. Erwartung und Sehnsucht waren in ihren Augen, auf ihren halbgetheilten Lippen zu lesen, und als er den Brief in das Buch gelegt und, nachdem er flüchtig über die Seite geblickt hatte, vorgeblich um die von ihr bezeichnete Stelle zu lesen, er es ihr zurückgab, da dachte er, daß, wenn er ihr Geliebter wäre, solch' ein Blick aus diesen dunkeln Augen ihn weit, weit verlocken könnte. Mit einem freudigen Erröthen ging Sybille zu ihrem Sitze zurück, unberührt von den beiden Blicken, die auf ihren Onkel von zwei Seiten gefallen waren. Der eine kam von Miß Cains und war flüchtig und spöttisch; der andere von Miß Glyn, zornig und flammend. Dieses Blickes war sich jedoch Mr. Kennedy's Bruder völlig bewußt und er begegnete ihm mit einem stolzen, trotzigen; aber er beschloß bei sich, nicht mehr an Sybille zu schreiben. Wenn Miß Cains wirklich auch bemerkt hatte, was vorgegangen war, so ließ sie doch ihrer Freundin durchaus nichts davon merken, und Sybille konnte ihren Brief allein und ungestört lesen. Es waren gütige Worte, jedoch nicht ohne Strenge. Er bemitleidete sie; dennoch schalt er sie, daß sie zu nachgiebig gegen ihren Kummer sei. Sybille's Thränen flossen reichlich, als sie das las. „Also auch er," dachte sie,

„ist meiner überdrüssig? Aber nein, das ist es nicht! Er will mich heilen. Er ist der gute, aber strenge Arzt, und ich muß ihm gehorchen. Ich muß und will!“ Als Sybille sich diesen Gehorsam klar zu machen versuchte, dachte sie aber doch nur an den Beistand der täglichen Briefe, der ihr dazu die Kraft und Ausdauer verleihen sollte; aber die Abende vergingen und kein Brief kam. Vergebens sah sie den Onkel an; er schien die Blicke durchaus nicht zu verstehen. Hatte sie ihn beleidigt? Sybille konnte diesen Gedanken nicht ertragen, und war entschlossen, die Wahrheit zu erfahren. Am vierten Tage nach der Rückkehr des Onkels sah sie ihn im Garten nach der Richtung des Meeres hinzu gehen. Der Tag senkte sich schon, doch war es, wenn auch kalt, dennoch still und freundlich. Sybille schlich sich aus dem Wohnzimmer und hatte bei schnellem Gehen den Onkel bald eingeholt. Sie fand ihn auf einer Holzbank sitzend, von wo man eine weite Aussicht auf See und Land nach Westen hin hatte. Die Ebbe war eingetreten und die Sonne im Sinken begriffen; der braune Strand, mit seinen glitzernden Sümpfen und leuchtenden Sandstreifen, sah wie eine große Landkarte aus. Festes Land, Inseln, Seen, Bergketten waren in endloser Verschiedenheit dort ausgebreitet. Der Onkel schien in tiefe Gedanken versunken und hörte ihr Kommen kaum. „Onkel,“ sagte sie ungeduldig, „warum willst Du mir nicht mehr schreiben? Habe ich Dich gekränkt? Ach! wüßtest

Du nur, wie ich mich nach Deinen Briefen sehne! Sie scheinen den Stachel aus meiner Wunde zu ziehen."

„Bietet Dir denn Miß Cains nicht genügenden Trost?" frug er.

„Nein, nein," erwiederte Sybille mit einem tiefen Seufzer. „Sie thut, was in ihren Kräften steht, aber sie weiß nicht, wie sie es anfangen soll, sie versteht das Trösten nicht."

„Und Dein Vater, Deine Tante — haben sie keinen Balsam für Deine Wunden?"

„Sie sind zu böse auf mich, um mich zu bemitleiden. Auch bist Du der Einzige, der Alles weiß, was vorgefallen ist. Aber, Onkel, ich fürchte, Du bereuest Deine Güte gegen mich, und allerdings, ich glaube, ich quäle und langweile Dich sehr."

„Ich bereue es nicht, Sybille; aber ich habe Dir etwas zu sagen."

„Etwas," wiederholte sie mechanisch, „was für ein Etwas?"

„Sybille," sagte er nach einer Pause, „blicke einmal nach dem Himmel und auf das Meer, hier dieses Feld von flammendem Gold und Purpur, dort die blaue weite Fläche; schaue auf die Wolken, die am Himmel sich kräuseln wie jene Wellen des Oceans, und sage mir, ob das nicht göttlich schön und erhaben ist? Welcher griechische Dichter war es doch, der behauptete, es sei genug für ein Menschenleben, wenn man nur einmal die Glorie der wunderbaren Schöpfung

gesehen und in sich aufgenommen habe, dann könne man ruhig sterben. Warum begnügen wir uns nicht damit? Warum können wir nicht an der Schönheit uns genügen lassen, müssen wir durchaus noch mehr haben — Liebe, Ehrgeiz, Ruhm, Ehre und wer weiß, was noch Alles! Die Freuden, die wir durch das Auge erlangen, sind doch immer die ersten und treuesten; Gott gewährte sie Allen, und sie lassen uns niemals zu Schanden werden, so lange Sehkraft und Licht uns bleibt. Die tägliche Gewohnheit jedoch macht unsere Herzen so ungenügsam und undankbar gegen diese reine Himmelskost. Gott weiß es — aber Du brauchst mich nicht so vorwurfsvoll anzusehen, Sybille. Ich habe auch nicht blos an Sonnenuntergängen mein Entzücken und Genügen gefunden; ich bedurfte stets noch menschlicherer Speise und bin nicht so weit über meine Mitmenschen erhaben, daß ich den leuchtendsten Himmel einem freundlichen Menschenantlitz vorzuziehen vermöchte; und hätte ich nicht dies echt irdische Empfinden, wie vermöchte ich Dich zu trösten, Sybille?"

„Nein," erwiederte das Mädchen, „auch würdest Du mir dann nicht so lieb sein, Onkel! Aber Du sagtest, Du hättest mir etwas mitzutheilen?"

„Es ist auch so, doch ich wünschte, es wäre leichter zu sagen. Sybille, erinnerst Du Dich des Briefes, den Du einmal öffnetest, obgleich er an mich adressirt war?"

Sybille erinnerte sich wohl.

„Ich verließ St. Vincent noch denselben Abend. — Hast Du Deinen Vater über irgend etwas auf diesen Brief Bezügliches befragt, nachdem ich fortgegangen war?"

„Nein."

„Und er gab Dir auch keine Erklärung, hielt keine Erläuterung für nöthig?"

„Er that es nicht."

„Aber, Sybille, ist es Dir denn nicht aufgefallen, daß Deines Vaters Name und der meinige verschieden sind?"

„Ja, das ist mir allerdings aufgefallen," erwiederte Sybille zögernd.

„Und dennoch glaubst Du, daß ich Deines Vaters Bruder bin?"

„Das thue ich."

„Und hast es niemals bezweifelt?"

„Niemals," sagte das Mädchen voll Inbrunst.

„Aber wie hast Du Dir das zu erklären versucht?"

„Ich glaubte, Du wärst Papa's Stiefbruder."

„Nein, Sybille, auch das ist es nicht; Du mußt noch einmal nachdenken."

Sybille sah ganz bestürzt vor sich hin und dann wieder den Onkel an.

„So ist das nicht Dein wahrer Name?" frug sie.

„Dermot? O ja, Dermot ist mein Name," erwiederte er ruhig, „Edward Dermot."

„Onkel, ich kann Dich noch immer nicht verstehen!"

„Weil Du die lautere Seele der Wahrheit bist, Sybille, und keinen Begriff von Verstellung hast,“ antwortete er, sie liebevoll ansehend; „und dennoch war das Räthsel so klar, daß ein Kind es zu lesen vermocht hätte. Siehst Du es noch immer nicht ein? Nun, die einfache Wahrheit ist, daß ich gar nicht Deines Vaters Bruder bin.“

Sybille vergaß niemals den furchtbaren Schreck, den diese Worte in ihr hervorriefen. Sie bebte an allen Gliedern; wie ein scharfes Schwert war diese Enthüllung ihr durch und durch gefahren. Sie hing ja an dieser Verwandtschaft noch weit mehr, wie an der Freundschaft, oder sie hatte vielmehr diese Freundschaft durch die eingebildeten Bande des Blutes befestigt geglaubt. Wenn nun dieser Boden zu wanken begann, was dann? Sank dann nicht das ganze Gebäude in Staub und Asche zusammen? Sie starrte auf den Fremdling, der einen so gewaltigen Theil ihrer Liebe sich angeeignet hatte, mit einem Gemisch von Trauer und Empörung; aber der Zorn folgte bald dem Kummer über diese Entdeckung. Sie gedachte, wie sie ihm vertraut, wie sie ihm gehorcht hatte; sie gedachte ihrer kindlichen Zärtlichkeit, der Freiheiten, welche sie sich dem vermeintlichen Verwandten gegenüber erlaubt hatte; und jung und unerfahren, wie sie war, fühlte sie sich doch Weib genug, um das Unrecht hier klar einzusehen, das er ihr angethan hatte. „Warum sagten Sie mir nicht, daß

Sie nicht mein Onkel sind?" rief sie mit blitzenden Augen, indem sie von ihrem Sitze neben ihm rasch aufstand.

„Habe ich es je zugegeben?" erwiederte er scharf.

Sybille's Gedächtniß konnte ihr allerdings keinen Augenblick zurückrufen, in welcher er diese Fälschung bestätigt hätte.

„Aber Sie ließen mich in diesem Glauben und stellten sich so, als wären Sie mein Onkel!" sagte sie.

„Nie!" sagte er kurz. Sein kühler Ton und gefaßtes Wesen empörten das Mädchen. Das Blut strömte in ihr Gesicht.

„Sie können wenigstens nicht leugnen, daß Sie wußten, wie blind ich es geglaubt habe," sagte sie — „das wenigstens können Sie nicht sagen, Mr. Dermot!"

„Wenn ich es nicht gewußt hätte, brauchte ich Sie jetzt darüber aufzuklären?"

Sybille hatte keine Antwort dafür. Sie fühlte sich in einem wahren Aufruhr von Zorn und Betrübniß. Sie wollte ihren Vater nicht der Falschheit zeihen, obgleich sie wußte, daß er der Schuldige war, und trotz aller ihrer Heftigkeit sah sie doch, daß Mr. Dermot es verachtete, sich auf Kosten ihres Vaters zu rechtfertigen.

„Und warum sagen Sie mir es jetzt?" frug sie mit jener Unüberlegtheit, die so oft den Zorn begleitet; — „ich zweifelte ja nicht — ich frug ja nicht danach, warum sagen Sie es mir denn jetzt?"

Ungeachtet des Dämmerlichtes sah Sybille, wie

die Röthe der Erregung auf seinen Wangen sich noch heftig steigerte. Mr. Dermot hatte allerdings starke und stichhaltige Gründe dafür, daß er Sybille nicht länger in Unkenntniß lassen wollte, aber er hielt es nicht für gerathen, sie ihr mitzutheilen. Er wußte ja, in welchen Kanal Miß Glyn's Verdacht sich ergoß, und obgleich er sich selbst darüber hinwegzusetzen im Stande war und die Dame mit stolzer Verachtung in Schranken hielt, so wollte und konnte er doch der Nichte dies nicht sagen. Es giebt auch in der Freundschaft gewisse Grenzen, welche zu überschreiten das innerste Gefühl sich sträubt, ein Zweifel wird dann leicht zum Unrecht und sollte lieber unausgesprochen bleiben. Sybille ahnete wohl etwas von dem, was in ihrem vermeintlichen Onkel vorging, aber nicht Alles, denn Miß Glyn war mehr beobachtend als mittheilend gewesen; was sie jedoch zu errathen glaubte, diente nur dazu, sie noch mehr gegen Mr. Dermot aufzuregen, denn sein Schweigen bestätigte ihren Argwohn.

„Mr. Dermot" — fing sie an.

„Verzeihen Sie," unterbrach er sie; „bis es Ihrem Vater beliebt, mich öffentlich so zu nennen, dürfen Sie mir nicht diesen Namen geben. Sie müssen fortfahren, mich Onkel Edward zu nennen, wie er es Ihnen geboten hat. Ihnen, und nicht der Welt, habe ich meinen wahren Namen, und daß ich nicht Ihr Verwandter bin, enthüllt."

„Die Welt ist jedoch nicht hier zugegen!“ rief Sybille heftig; „Sie brauchen weder den Himmel, noch das Meer zu fürchten, Mr. Dermot, und ich will Sie Mr. Dermot nennen und will es Ihnen sagen, wie sehr ich den Betrug verabscheue, den Sie an einem vertrauenden Mädchen ausgeübt haben! Ihm habe ich vergeben können,“ fügte sie mit gebrochener Stimme hinzu; „er fing mit Wahrheit an; er beabsichtigte Nichts; seine Leidenschaft für eine, die bei Weitem besser, schöner, verführerischer als ich war, verlockte ihn, Sie aber haben mich von Anfang an mit klarstem Bewußtsein getäuscht und mit mir gespielt. Mit klarstem Bewußtsein, was sie thaten, zogen Sie mich an sich, indem Sie eine Zuneigung heuchelten, welche Sie doch nicht fühlen konnten; Sie haben mich bitter gekränkt; Sie haben mir ein schweres Leid zugefügt, Mr. Dermot!“

Hier erstickte ihre Stimme unter Thränen. Er sah tief bewegt aus und schritt mit ausgestreckter Hand auf sie zu; aber Sybille richtete sich stolz in die Höhe; sie sah plötzlich viel größer aus und zog ihre Hände zurück. „Ich kann es nicht,“ sagte sie, — „um meines Vaters willen muß ich eine Rolle spielen; aber, wie schon gesagt, die Welt ist nicht hier und deshalb kann ich Ihnen meine Hand nicht geben. Gute Nacht, Mr. Dermot!“

Er antwortete ihr nicht; er sah unzufrieden und

eiskalt aus und ließ sie weggehen, ohne sie aufzuhalten. Sybille ging nicht weit, dann hielt sie inne, um über dieses neue Herzeleid nachzudenken. O, diese Bitterkeit war unsagbar! Wie hatte sie diesem zweiten Verräther getraut, wie sehr ihn geliebt!

„O, warum war auch er nicht wahr?" stöhnte sie aus der Tiefe ihres gequälten Herzens heraus — „warum hat auch Er mich getäuscht!"

Sie hörte einen raschen, festen Schritt hinter sich, er war es; sie fuhr zurück und stand verborgen, sie dachte, er suche sie vielleicht, doch Mr. Dermot hatte diese Absicht durchaus nicht. Wahrscheinlich sah er sie, doch er blickte sich weder nach rechts noch nach links um und ging seinen geraden Weg, gemüthlich eine Cigarre rauchend. Sybille's Augen folgten ihm in Zorn, Kummer und Bedauern. Ungeachtet ihres Aergers über ihn, konnte sie doch nicht umhin, ihn zu bewundern, — ungeachtet ihrer Trauer kam ihr doch der Gedanke wie eine Art von Freude in das Herz: „Er hat mich aber doch lieb gehabt," und mit dem Bedauern, daß das nun vorüber sein sollte, mischte sich eine leise, flüsternde Hoffnung, die jedoch von ihrem Stolz rasch unterdrückt wurde. „Er hat mich gesehen, und er ging vorüber," dachte sie. — „Mag es denn sein! Laß es geschehen!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Die Welt ist nicht hier," hatte Sybille gesagt; aber Sybille irrte sich. Die Welt war doch bei dieser Zusammenkunft zugegen gewesen, obgleich weder Mr. Dermot, noch das junge Mädchen eine Ahnung davon hatten. Ungefähr zehn Schritte von ihnen entfernt, halb von den überhängenden Zweigen des Flieders verborgen, hatte Miß Cains gesessen, so still und ruhig, wie ein Mäuschen. Sie war nicht hierher gekommen, um zu horchen, denn sie war früher dort, als die beiden Andern; aber sie verweilte ganz gern, als diese kamen, und blieb noch, als sie wieder gegangen waren. Sie sah auch den schönen Sonnenuntergang und den flammenden Himmel, und die Gluth, welche auf Augenblicke den See und Strand übergoß; sie sah nun auch die Sterne heraufziehen, wie sie matt in dem Dämmerlichte blitzten, und der Vollmond, der so eben wie aus einer verborgenen Kammer im Westen heraustrat und mit seinem geisterbleichen Schein die grauen Klippen magisch beleuchtete. Das Alles sah sie, jedoch nicht mit dem Auge des

Geistes. Dies war auf ganz andere Scenen gerichtet. Warme, duftige Gemächer voll Pracht und Glanz, fröhliche Gesichter und Musik und sanfte Menschenstimmen — plötzlich wurde diese Träumerei unterbrochen, denn Miß Cains hörte rasche Fußtritte sich ihr nähern und vor ihr still halten. Sie wußte, wer es sei, denn ohne sich umzuwenden sagte sie ruhig:

„Sybille ist nicht mehr hier, Miß Glyn."

„War sie bei Ihnen, Miß Cains?" frug die Tante rasch.

„Nein, aber sie war hier."

„Allein?"

„O nein — nicht allein."

Es entstand eine Pause; dann fuhr Miß Glyn fort:

„Darf ich fragen, mit wem sie hier war, Miß Cains?"

„Es war so dunkel, — auch muß ich gestehen, ich gab nicht Acht darauf."

„Aber vermuthlich haben Sie gehört, was vorging, Miß Cains?" —

Blanche schwieg eine Weile. Endlich wandte sie sich langsam der Sprecherin zu und sagte in abgemessenem Tone: —

„Ich that dies allerdings; aber sie wußten nicht, daß ich hier war. Sie sprachen so offen, als wären sie allein; und ich will jedes Wort vergessen, das sie sagten; auch sprachen sie nur von Sachen, die sie selbst angingen."

Sie wandte sich nach diesen Worten wieder ab. Miß Glyn war im innersten Herzen beunruhigt. Sie hatte Mr. Dermot in den Garten gehen und Sybille ihm bald darauf nachfolgen gesehen; und als sie eben im Begriff gestanden hatte, ihrer Nichte zu folgen, war Mrs. Ronald vorgefahren, um ihr einen kurzen Besuch abzustatten, welcher jedoch Miß Glyn endlos dünkte. Sobald die Dame sich entfernt hatte, war sie Sybillen nachgeeilt.

„Miß Cains," sagte sie in nicht geringer Aufregung, „fern sei es von mir, Sie zu einer Wortbrüchigkeit veranlassen zu wollen, aber — Sie sind in Sybille's Vertrauen —"

„Nein," unterbrach sie Miß Cains fast düster; „einstmals war ich es, oder dachte wenigstens, es zu sein, aber heute Abend habe ich erfahren, daß mein Platz ausgefüllt ist."

Diese Rede diente nur dazu, Miß Glyn's Bestürzung und Aufregung auf das Höchste zu steigern. Sie ließ sich jetzt zum Bitten herab.

„Um des Himmels willen, Miß Cains," beschwor sie diese, „wenn Sie irgend etwas wissen —"

„Und was sollte ich denn wissen, das Sie nicht zehnmal besser und genauer wüßten?" unterbrach sie Miß Cains. „Was kann ich, ein Fremdling, von Ihren Familienverhältnissen und Geheimnissen wissen, Miß Glyn?"

Ihr Ton war schneidend und höhnisch.

„Und wer sagt denn, daß hier Familiengeheimnisse vorhanden wären?“ frug Miß Glyn sehr gereizt. „Sie, Miß Cains, machen Geheimnisse und Räthsel aus Nichts. Ich habe nur gefragt, wer hier bei meiner Nichte gewesen ist.“

„Warum befragen Sie mich darüber? Die Beiden wußten nicht, daß ich hier war, und wenn ich es nur unbemerkt hätte thun können, so würde ich gar zu gern fortgegangen sein. Ich habe dies jedoch nicht gethan, aber zur Klatsche will ich deshalb nicht werden.“

Jetzt riß Miß Glyn der ohnehin sehr dünne Geduldsfaden.

„Klatsche! Und wer in aller Welt verlangt, daß Sie klatschen sollen?“ schrie sie ärgerlich.

„Nun, nun, wenn Sie das nicht wollen, weshalb fragen Sie mich denn so aus?“ entgegnete Miß Cains. „Was kann denn so Schlimmes und Gefährliches in der Unterhaltung eines Onkels mit seiner Nichte liegen?“ fügte das Mädchen mit spöttischer Betonung hinzu.

„Er ist aber nicht ihr Onkel,“ schrie Miß Glyn, vor Leidenschaft bebend; „er ist ein Betrüger, — ein elender Betrüger — und der Ton, in dem Sie jetzt sprachen, zeigt mir klar, daß auch Sie es ganz gut wissen, Miß Cains; und ich glaube sogar, daß Sie diesem Betruge die Hand geliehen haben.“

Miß Cains lachte und erhob sich.

„Danke schön, Miß Glyn," sagte sie; „Sie mögen so glauben, wenn es Ihnen beliebt, aber Sie thun ihm unrecht, Miß Glyn, er ist kein Betrüger. Betrüger täuschen — das thut er nicht. Er sprach sehr aufrichtig heute Abend, das kann ich Ihnen sagen."

Sie ging gemächlich ihres Weges und ließ Miß Glyn in Verdruß über ihre ausweichenden Reden, aber in wahrer Wuth über den „Betrüger" zurück. Ihre Abneigung gegen den unglücklichen jungen Mann hatte mit der ersten Begegnung angefangen, war jedoch erst seit seiner Rückkehr nach St. Vincent auf den Höhepunkt angelangt. Sie war fest überzeugt, daß er ganz allein die Schuld an dem Bruche des Verhältnisses zwischen dem Grafen und Sybillen trage; und da sie die guten Gründe, die er dabei im Auge gehabt hatte, weder wußte, noch wissen wollte, so gab sich die alte Dame ihrem ungerechten Hasse aus vollster Seele hin und sah in ihm ihren und Sybille's größten Feind. Dieses bittere Haßgefühl brach nun um so stärker hervor, als sie es bis jetzt streng für sich hatte behalten müssen. Sie hatte beobachtet, und vermuthet, und allerhand Schlüsse gezogen, doch hatte sie niemals ein Wort darüber verloren, noch irgend eine Anspielung gemacht. Miß Glyn war eine höchst praktische Person; sie hegte und pflegte niemals nutzlose Empfindungen; dieses Haßgefühl, endlich zur Reife gediehen, sollte nun auch zur praktischen Ausführung

gelangen, dazu war sie entschlossen, und als sie nach Hause zurückkehrte, fühlte sie, daß die Gelegenheit dafür sich jetzt böte, und sie trat mit einer gewissen Kampfbegier in das Wohnzimmer. Alles glückte ganz nach Miß Glyn's Wunsch. Mr. Dermot stand und plauderte mit Miß Cains, die eben hereingekommen war; Sybille saß am entferntesten Ende des Zimmers am Tische, mit einem offnen Buche vor sich, aber sie las nicht, das arme Kind.

„Sybille, wo bist Du gewesen?" frug Miß Glyn.

„Ich war im Garten, Tante."

„Und mit wem, wenn ich fragen darf?" fuhr die Tante unerbittlich fort.

„Mit — mit dem Onkel!" erwiederte Sybille zögernd.

Das war die Losung, auf welche Miß Glyn gewartet hatte. „Sybille," sagte sie, „Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du diese Person nicht Deinen Onkel nennen wolltest!"

Sybille warf ihr einen erschrockenen Blick zu, Mr. Dermot aber hob den Fehdehandschuh auf und sagte gelassen:

„Darf ich wissen, weshalb Sybille mich nicht ihren Onkel nennen soll?"

„Weil Sie nicht ihr Onkel sind, Herr!" schrie die Tante in größter Heftigkeit; „weil, weil Sie sich in diese Familie eingedrängt, in ihre Geheimnisse eingeschlichen haben, und weil, obgleich James Kennedy der

Vater von Sybille und Herr des Hauses ist, er dennoch kein Recht hat, sein Kind mit falschen Verwandtschaften zu täuschen!"

„So tadeln und schelten Sie ihn, Miß Glyn," war die ruhige, kühle Antwort.

Das Wort „schelten" reizte die aufgeregte Dame nur noch mehr, denn sie war sich wohl bewußt, daß sie ihre Stimme in nicht sehr weiblicher Weise erhoben hatte. Ihre Augen flammten, ihre Lippen bebten. „Ich danke Ihnen, Herr," sagte sie; „ich danke Ihnen Mr. — verzeihen Sie, wenn ich keinen Namen beifüge — doch ich weiß ihn in der That nicht!"

„Sie können ihn sehr bereitwillig erfahren, Miß Glyn," erwiederte er; „und ich zweifle nicht, daß, wenn mein Bruder James Kennedy" —

„Ihr Bruder, Herr!" unterbrach sie ihn empört, „wie dürfen Sie es wagen, ihn Bruder zu nennen?"

„Mein Schwager denn, wenn Ihnen das besser gefällt," entgegnete er gefaßt. „Sie sind ohne Zweifel nicht darüber in Unkenntniß, daß meine Schwester Mr. Kennedy's zweite Gattin war?"

Miß Glyn wußte davon aber wirklich nichts, denn Mr. Kennedy hatte es allerdings nicht für nöthig befunden, die Familie seiner ersten Frau von seiner zweiten Heirath in Kenntniß zu setzen. Ihr Erstaunen grenzte an das Lächerliche und gab sie auf ein paar Augenblicke der Gnade und Barmherzigkeit ihres Gegners preis. Sie erholte sich endlich und sagte

kühn: „Ich glaube es Ihnen nicht, ich kann Ihnen nicht glauben! James Kennedy war nur einmal verheirathet, und zwar mit Sybille's Mutter."

„Er war aber dennoch zweimal vermählt, und meine Schwester, obgleich sie nur wenige Monate lebte, brachte ihm doch das Vermögen zu, dessen er sich noch heute zu erfreuen hat, Miß Glyn."

Ganz gegen ihren Willen mußte sich dennoch Miß Glyn von der Wahrheit des Gesagten überzeugen; doch diente dies nur dazu, sie noch mehr zu erbittern, statt sie zu besänftigen.

„Und wie gehört das hierher?" rief sie in heftiger Entrüstung. „Wären Sie auch zehnmal sein Schwager, so waren Sie dennoch unter einem angenommenen Namen hier, und das nenne ich schändlich!"

„Er hat doch grüne Augen," dachte Sybille, als sie das ärgerliche Aufblitzen in Mr. Dermot's Augen bemerkte, während ihm diese beleidigenden Worte zugeschleudert wurden; aber schnell wurde der Blick wieder ruhig und klar wie zuvor. Er richtete sich jedoch stolzer empor und erwiederte mit viel Nachdruck und Würde:

„Miß Glyn, hätten Sie es für gut erachtet, mich allein Ihnen gegenüber anzugreifen, so würde ich mich nicht herabgelassen haben, mich zu rechtfertigen; aber Sie haben dies in Gegenwart von Zeugen gethan, deren Achtung ich nicht verscherzen möchte. Staunen Sie deshalb nicht, wenn das, was ich zu sagen habe,

es Sie bitter bereuen machen wird, mich dazu getrieben zu haben."

„Ich möchte wohl wissen, inwiefern dies möglich sein könnte?" frug Miß Glyn verächtlich.

„Mein Name allein könnte dies bewirken," sagte er ruhig; „möchten Sie ihn hören?"

„Ich gestehe Ihnen, mein Herr, ich möchte das nur gar zu gern. Es ist doch zu unangenehm, wenn man nicht weiß, mit welchem Namen man Jemand anzureden hat. Ist es Ihnen nicht selbst sehr fatal gewesen? Sie thaten allerdings sehr wohl daran, nicht in Gesellschaften zu gehen, denn wie hätten Sie dort eingeführt werden können? Das wäre ja unmöglich gewesen."

„Mein Name," erwiederte er ohne Zögern, „ist Edward Dermot." —

Als Miß Glyn diesen Namen hörte, blieb sie wie vom Donner gerührt stehen. Sie starrte ihren Feind an, öffnete auch ihre Lippen, brachte jedoch kein Wort hervor.

„Sind Sie nun zufrieden?" frug er.

„Ja," erwiederte sie verwirrt, setzte sich jedoch mit gänzlich verstörtem Wesen wieder nieder.

Mr. Dermot behielt seine Fassung vollständig. Er hatte in leisem, gleichmäßigem Tone, offen und klar gesprochen; ruhig, doch nicht ohne einen gewissen Anflug von Spott. Jetzt blickte er mit seinen grauen, ernsten Augen die Tante durchdringend an, doch schien

die Dame sich der eigentlichen Bedeutung dieses Blickes noch nicht recht klar zu werden. Vielleicht fühlte sie sich durch einen Willen, einen Geist, weit stärker und mächtiger als der ihrige, besiegt; vielleicht machten seine kalten Zurückweisungen ihrer ungroßmüthigen Angriffe sie so stumm, oder irgend ein ebenso wichtiger Grund ließ sie im Schweigen die einzige Zuflucht finden. Mochte dem nun sein, wie ihm wolle, Miß Glyn, die wohl gut, aber nicht großherzig war, wollte durchaus nicht bereuen, wollte nicht widerrufen, wollte kein sanftes, versöhnendes Wort aussprechen und verharrte in ihrer feindseligen, bitteren Stimmung. Sie nahm ihre Arbeit zur Hand und beschäftigte sich mit zusammengepreßten Lippen emsig damit, Sybille beugte sich über ihr Buch, und Miß Cains erhob sich leise und verließ das Zimmer. Sie war nicht lange fort, als sich die Thüre öffnete und Mr. Kennedy hereintrat. Von der Schwelle aus betrachtete er die Drei und fühlte instinctmäßig, daß hier ein heftiger, häuslicher Sturm geweht habe. Mr. Dermot stand am Kamin, mit einer Zeitung in der Hand, Miß Glyn nähte mit staunenswerthem Eifer, und Sybille saß fern, ihre Wange auf die Hand gestützt.

„Hast Du Kopfweh, Miezchen?" fragte Mr. Kennedy.

Sybille gab es zu. Ihr Kopf thäte ihr sehr weh, mehr aber sagte sie nicht. Es war augenscheinlich,

daß sie sich hinter dieser Festung zu verschanzen gedachte.

„Sie aber haben doch wohl keine Kopfschmerzen, Miß Glyn?"

Die Dame legte ihre Arbeit hin und Mr. Dermot blickte von der Zeitung auf.

„Nein, Mr. Kennedy, ich habe keine Kopfschmerzen, und wenn es Ihnen beliebt, können wir einmal mit einander etwas besprechen."

„Sehr recht," antwortete Mr. Kennedy, indem er sich behaglich in einen Armstuhl streckte und seine Hände, mit einem Blicke vollster Gleichgiltigkeit, über die Brust kreuzte.

„Mr. Dermot," fing Miß Glyn an.

Mr. Kennedy fuhr leicht zusammen.

„Mr. Dermot sagt mir, daß er Ihr Schwager sei und natürlich soll und muß ich ihm glauben."

„Natürlich," bestätigte Mr. Kennedy gelassen.

„Darf ich um den Grund bitten, weshalb Sie uns nie von Ihrer zweiten Heirath in Kenntniß gesetzt haben?"

„Und darf ich dagegen fragen, weshalb ich das thun sollte? Es würde weder zu Ihrem Glück, Ihren Aussichten, noch zu Ihrer Behaglichkeit beigetragen haben, so viel ich wenigstens weiß."

Der ruhige, kalte Ton erbitterte Miß Glyn auf's Höchste.

„Mr. Kennedy," sagte sie sehr heftig, „Sie hat-

ten kein Recht die Familie, in welche Sie eintraten, zu täuschen."

„Das ist allerdings eine Frage, nur jetzt schon eine ziemlich alte. Ich heirathete Dermot's Schwester, laß sehen, — ja, es wird gerade vor vierzehn Jahren gewesen sein."

Miß Glyn zwang sich zu ruhiger Entgegnung und sagte:

„Warum sagten Sie mir, daß Mr. Dermot ihr Bruder sei?"

„Weil er das in der That ist," erwiederte Mr. Kennedy gefaßt; „und da Sie nun wissen, wer er ist, Miß Glyn, wird es Ihnen wohl auch erinnerlich sein, daß er mich zweimal von gänzlichem Ruin gerettet hat, und dabei wurde Ihr Vermögen ebensowohl wie das meinige erhalten. Ich dächte der Name Dermot wäre nicht leicht zu vergessen, wenigstens von keinem Gliede unserer Familie."

„Nein, Mr. Kennedy, ich muß es zugestehen," sagte Miß Glyn, sich steif verbeugend, „dennoch müssen Sie mir gestatten, mich zu verwundern, daß dieser Name hier in einen so geheimnißvollen Schleier gehüllt und mir absichtlich verborgen wurde."

Mr. Kennedy sah ganz erstaunt aus.

„Liebe Miß Glyn," rief er in höchster Verwunderung, „Sie können das doch nicht im Ernste meinen? Wer hat denn jemals ein Geheimniß daraus gemacht?"

Miß Glyn war wie auf den Mund geschlagen. Obgleich persönlich fremd, war ihr doch Mr. Dermot dem Namen nach sehr wohl bekannt. Er war reich und großmüthig und Mr. Kennedy's intimster Freund. Zweimal hatte er, in der That, die Familie vom Verderben gerettet, und nur seiner Hilfe zu rechter Zeit, hatte Miß Glyn die Sicherung ihres kleinen Vermögens zu danken; es war ihr deshalb doppelt unangenehm, daß Mr. Kennedy so offen in Dermot's Gegenwart davon sprach, daß von seinem Namen nie ein Geheimniß in St. Vincent gemacht worden sei; es war gegen ihre Würde, eine so offenkundige Lüge zuzugeben, und deshalb erhob sie sich und sagte blos kurz:

„Wir sprechen wohl Morgen mehr darüber, Mr. Kennedy."

„Wenn Sie wollen, Mary, jede Zeit ist mir recht," erwiederte er gelassen und öffnete ihr die Thür mit seiner gewohnten Höflichkeit. Als er wieder zu seinem Platze zurückkam, sagte er zu Mr. Dermot:

„Ich hoffe, die Papiere sind alle in Ordnung?"

Mr. Dermot, der still und ernst während der ganzen vorigen Unterredung am Kamin stehen geblieben war, sah auf und erwiederte:

„Vermuthlich, ich will aber nachsehen."

Darauf verließ er das Zimmer. Mr. Kennedy streckte sich aus, gähnte, sah sich um und erblickte

Sybillen, welche noch immer, ihr Köpfchen auf die Hand gestützt, regungslos dasaß.

„Miezchen, komm hierher," sagte der Vater.

Sybille gehorchte und kam zu ihm. Mr. Kennedy zog sie auf sein Knie und küßte sie. Es war das erste Mal, seitdem sie den Grafen abgewiesen hatte, daß er freundlich und liebevoll gegen sein Töchterchen war.

„Wie kam denn all' dieser Zank, Miezchen?" frug er lächelnd.

„Ich nannte Mr. Dermot Onkel, und Tante wurde böse darüber."

„Nun gut, laß sie nur böse sein, — aber weißt Du, sage doch Miß Cains nichts darüber, Miezchen."

„Sie war aber dabei, Papa!"

„So? Nun, es thut auch nichts; aber es ist höchst lächerlich von Miß Glyn, sich so zu benehmen. Sie wußte es so gut wie alle Welt, daß ich keinen wirklichen Bruder habe."

„Papa, wer ist er denn eigentlich?"

„Nun, Kind, brauche ich Dir erst zu sagen, was er ist? Sicherlich ein schöner, geistreicher Mann — und reich dazu."

„Und ist er derselbe Mr. Dermot, von dem Mr. Smith so oft sprach?"

Mr. Kennedy lachte herzlich.

„Wieder Mr. Smith? Du mußt Dich in ihn verliebt haben, Miezchen; so allein kann ich mir Dein

lebhaftes Interesse an ihm erklären. Aber was ich Dir sagen wollte, liebes Kind, Du und Dermot müßt durchaus gute Freunde sein. Du schienest ihn heute Abend sehr unfreundlich anzusehen. Was war denn der Grund eures Zwistes?"

„Daß er nicht mein Onkel ist," erwiederte Sybille gereizt.

Der Vater lachte wieder.

„Liebstes Kind, dafür kann er nun einmal nichts. Uebrigens kannst Du ihn doch ganz nach Deinem Belieben Onkel nennen. Es klingt herzlicher, und bei weitem nicht so formell, als Mr. Dermot. So habe ich es auch stets gemeint. Und, bitte, versuche es, ihn wieder gut zu machen," fügte er aufstehend hinzu — „ich werde ihn Dir zuschicken."

„Nein, bitte ja nicht!" rief Sybille, die sehr bestürzt aussah.

„Ja, doch, Miezchen, ich will es so; und nimm ihn freundlich auf, darum muß ich Dich wirklich ersuchen; es liegt mir viel daran."

Sybille hätte vor Verdruß weinen können, ihr Vater aber schien dies gar nicht bemerken zu wollen. Er war ein Mann, der nie eine Aussicht im Leben ungenutzt vorübergehen ließ. Mr. Dermot war sein bester Freund, und Jedermann konnte es sehen, wie sehr dieser Sybille zugethan war. Diese Zuneigung wollte Mr. Kennedy durchaus nicht erkalten lassen, damit ihre gegenseitige Freundschaft nicht etwa dar=

unter leide; deshalb sagte er nochmals, als er die Thüre des Wohnzimmers schloß:

„Also nicht wahr, Sybille, Du beachtest, was ich Dir gesagt habe?"

Und stets wenn Mr. Kennedy seine Tochte Sybille nannte, erwartete er von ihr unbedingten Gehorsam.

Achtundzwanzigtes Kapitel.

Sybille blieb also im Zimmer und wartete, aber in nicht sehr friedlicher und freundlicher Stimmung. Wer und was war denn dieser Mr. Dermot, daß sie sich durchaus mit ihm befreunden sollte, sie mochte wollen oder nicht? Was lag denn dem Vater daran, ob sie ihn freundlich oder unfreundlich anblickte? Er würde nun wahrscheinlich hereinkommen und ihr verzeihen, aber sie wollte ja gar keine Verzeihung. Sie verabscheute ihn und Nichts in der Welt sollte, so meinte sie, sie dazu bringen, ihn gern zu haben. Aber Mr. Dermot schien durchaus nicht in sehr großer Eile zu sein, sich wieder mit ihr auszusöhnen, denn es verfloß eine volle Viertelstunde, ehe er in das Wohnzimmer trat, und dann ging er an das Kamin, setzte sich dort nieder und schürte das Feuer, ohne nur einmal nach Sybille hinzublicken. Sie wurde fast böse. Sollte sie ihn denn um Verzeihung bitten, konnte er denn das erwarten?

„Sybille," sagte endlich Mr. Dermot, „bitte, komm doch hierher und setze Dich zu mir!"

Er sprach sehr sanft und schob einen Stuhl für sie neben den seinigen, aber Sybille gehorchte sehr ungern und sah durchaus nicht erfreut aus, ihm so nahe sein zu müssen. Eine Weile blickte er sie an, dann lächelte er ernst und vorwurfsvoll und sagte:

„Also Deines Vaters Freund kann nicht der Deinige werden, Sybille?"

„Wären Sie Onkel Edward," begann sie —

„Liebes Kind," unterbrach er sie, „laß den Onkel Edward in Frieden ruhen, — er ist todt und dahin; und Edward Dermot, der, Gott Lob, lebt und gesund ist," fügte er hinzu, seine Locken mit einer stolzen Bewegung zurückwerfend, — „Edward Dermot hat Dir blos so viel zu sagen, daß, wenn Du ihm einen Theil jener Zuneigung, die Du dem Onkel gewährt hast, bewahren willst, er sehr glücklich darüber sein wird; kannst Du dies jedoch nicht, so wird er diesen Verlust mit Geduld zu ertragen versuchen; doch wie Du auch handelst, was Du auch beschließen wirst, er wird stets Höflichkeit von der Herrin dieses Hauses mit vollem Rechte verlangen können."

Als er diese letzten Worte äußerte, legte Mr. Dermot sanft seine Hand auf die Sybille's und wandte den Blick seiner kühnen, grauen Augen voll auf die ihrigen. Sybille bemühte sich, den Blick auszuhalten, aber es gelang ihr nicht; ihre Augenlider senkten sich, ihre Lippen bebten und nur mühsam zwang sie die Thränen zurück. Im Augenblicke änderte sich sein Blick

und Ton und er sagte voll Bestürzung: „Wie, Sybille, sind diese Thränen in Deinen Augen mein Werk? Gewiß, ich wollte das nicht! Du armes Kind hast ja schon Herzeleid genug durchzumachen gehabt. Gott bewahre mich dafür, daß ich Dir nur noch einen Strohhalm an Gewicht dazu legte!"

Sybille's Zorn schien gänzlich hinzuschmelzen, als sie ihn hörte und sah. Vergebens bemühte sie sich zwar, ihn aufrecht zu erhalten, vergebens wollte sie stolz, hochmüthig und kalt sein; ihre alte Zuneigung war doch stärker und stieg immer höher und siegte endlich in dieser Stunde.

„Onkel, Mr. Dermot, meine ich," sagte Sybille, während sie halb scheu, halb offen in sein Gesicht aufblickte, „es thut mir so leid, daß ich so unartig heute gegen Sie gewesen bin."

„Du warst nicht unartig, liebes Kind, oder — denn ich will lieber nicht sagen, was und wie Du gewesen bist. Ich bin von friedlicher Gemüthsart, aber es giebt gewisse Punkte, die mich tief, tief verletzen; deshalb, wenn Du mich ein wenig lieb hast, treibe es nie zu weit mit mir."

„Gewiß, gewiß, ich will es nie wieder thun!" rief das reuige Mädchen.

„So ist's gut, nun ist auch Alles vergeben und vergessen, liebes Kind," sagte er lächelnd, „laß uns nun nicht mehr davon sprechen! Von was wollen wir uns unterhalten, nun, Sybille? Von Philosophie,

neuen Büchern, unsern Freunden, — sage mir, was Du willst."

„Mr. Dermot," sagte Sybille, sich Muth fassend, „darf ich eine Frage an Sie richten?"

„Sicherlich, denn es steht mir doch immer noch frei, ob ich sie beantworten will."

„Nun gut," flüsterte sie, „wer sind Sie eigentlich?"

Mr. Dermot erröthete, lachte aber heiter.

„Liebe Sybille, meine Lebensgeschichte ist eine kurze und einfache. Ich bin ein Mann von guter Geburt und Erziehung, Edward Dermot ist mein Name. Ich könnte mich überall behaglich anbauen, denn der Himmel hat mich mit einem guten Theil irdischer Güter versehen," fügte er hinzu, „jedoch, ich ziehe es vor, noch zu arbeiten, deshalb bin ich auch hier und helfe Deinem Vater."

„Und Ihre Schwester war seine Frau?" frug Sybille, die durch die Einfachheit und Schmucklosigkeit der Erzählung sehr in ihrer Erwartung getäuscht worden war.

„Ja, sie war eine junge, reiche Erbin, und als ich kaum zwölf Jahre alt war, stand ich ihr bei, mit James Kennedy zu entfliehen."

Sybille's ausdrucksvolles Gesicht zeigte ihr lebhaftes Interesse, doch hielt sie es für ihre Pflicht, mit großem Ernst zu sagen:

„Aber das war sehr unrecht."

„Gewiß war es das, jedoch wir waren zwei

Waisen und wurden nicht freundlich behandelt. Auch liebte sie Deinen Vater und ich schwärmte für sein schönes, männliches Gesicht und Wesen nach echter Knabenart. So begünstigte ich ihre Flucht und kam deswegen in tausend Ungelegenheiten. Aber ich darf sagen, daß mir James Kennedy nie Ursache gegeben hat, es zu bereuen. Wenn auch meine arme Schwester nur wenige Monate nach ihrer Heirath starb, so hatte er sie doch zu einer sehr beglückten Frau gemacht, und viele Jahre hindurch ist er mir Bruder, Vater und Vormund gewesen, Sybille. Daß ich eine ausgezeichnete Erziehung genossen, Reisen gemacht und viel Schönes und Großes gesehen und erlebt habe, ist alles Deines Vaters Werk; und auch verstand er es, mir, als die Zeit zu ernster Arbeit gekommen war, die Mittel und Wege anzugeben, wie mein Reichthum Frucht bringen könnte. So siehst Du also, mein liebes, kleines Mädchen," fügte er hinzu, indem er lächelnd in ihr eifrig lauschendes Gesicht blickte, „daß mir das Kind dieses Mannes durchaus nicht gleichgiltig sein kann, und wirst Dich nicht wundern, wenn ich ihre Launen, ja selbst ihr Schelten —"

„Ach! ich will es ja nicht wieder thun," unterbrach ihn Sybille, die ganz bußfertig aussah; „gewiß, ich bereue es sehr."

„Bist Du nun auch zufriedengestellt, Sybille? Habe ich Deine Frage genügend beantwortet?"

„Ja — aber —" Sie hielt zögernd inne.

„Aber — was?" Seine Augen ruhten wieder kühn und forschend auf ihr.

„Ich meine, sind Sie auch wirklich Mr. Dermot?"

„Sybille!"

„Der Mr. Dermot, von welchem Mr. Smith immer sprach?"

Mr. Dermot schürte wieder das Feuer und machte sich eine Weile mit den brennenden Holzblöcken zu schaffen; endlich sagte er:

„Es ist in der That nicht sehr schmeichelhaft, meinen Namen mit dem seinigen so eng zu verbinden; ich bin Mr. Dermot und damit gut."

„Onkel, das meinte ich ja gar nicht," sagte sie eifrig.

„Was meintest Du?"

„Ich meine überhaupt Nichts, was Dich beleidigen soll."

„O, ich bin durchaus nicht beleidigt," sagte er nachlässig, — „nur habe ich Dir einst ein Siegel auf die Lippen gelegt, und das scheinst Du vergessen zu haben."

Sybille ließ beschämt ihr Köpfchen hängen.

„Ich dachte," stammelte sie, „da aus Ihrem Namen ein Geheimniß gemacht worden war —"

„Ein Geheimniß!" unterbrach er sie, indem er die Stirne runzelte. „Du hast ihn auf meinem Briefe gelesen, der Briefträger wußte ihn also, und das nennst Du ein Geheimniß?"

„Aber er wurde doch auch niemals laut genannt,“ sagte Sybille, die sich nicht gleich abweisen lassen wollte.

„Was nicht laut ausgesprochen wird, ist deshalb noch kein Geheimniß,“ erwiederte er trocken. Dann, sein schweres Haar zurückwerfend und Sybille mit einem halb schelmischen Blicke streifend, fügte er hinzu: „Als Dein Vater mit meiner Schwester auf und davon ging, suchte er sich ein ganz entlegenes Plätzchen, wo ihn nicht leicht Jemand ausfindig machen konnte; gesetzt nun auch, ich wäre in einem ähnlichen Falle, ich hätte irgend eine schöne Dame, Prinzessin vielleicht, entführt, und weil ich den Zorn Seiner Majestät des Königs fürchtete, hätte ich mich in diese alte Abtei geflüchtet, bis meine Heirath veröffentlicht werden könnte.

„Das glaube ich aber nicht,“ sagte Sybille und sah dabei sehr verdrüßlich aus; „erstens ist hier durchaus keine Prinzessin mit im Spiele.“

„Und doch, Sybille, doch,“ sagte er düster blickend, „es ist wohl eine Prinzessin mit im Spiele, eine schöne, stolze, unerreichbare Prinzessin, welche mich lange geliebt hat, die aber spröde und eifersüchtig geworden und vor mir in trotzigem Zorne geflohen ist; aber ich will sie dennoch wieder gewinnen, Sybille — glaubst Du mir es — ich will sie doch noch gewinnen!“

„Onkel, ich verstehe Dich nicht,“ erwiederte Sybille, indem sie das alte „Du“ wieder gebrauchte, welches

sie seit der gemachten Entdeckung standhaft vermieden hatte, und sie sah ihn ernst und fragend an.

„Das ist auch gar nicht nöthig, mein Kind," erwiederte er mit kurzem Lachen; „und was noch mehr ist, ich hoffe und wünsche sogar, daß Du jedes Wort vergessen sollst, das ich gesagt habe, sei es Scherz oder Ernst. Laß Miß Glyn staunen und Miß Cains spotten — und schweige Du!"

Er sprach mit einem Ernst, der Sybille wirklich ergriff.

„Ich verspreche es Ihnen, Mr. Dermot," sagte sie sehr ernst.

„Und nun muß ich Dich verlassen," sagte Edward, auf die Uhr sehend. „Dein Vater gab mir nur eine Viertel=Stunde Zeit, um mit Dir Frieden zu schließen, und die Verhandlungen haben länger als zwei gedauert. Deshalb Guten Abend, Sybille."

„Guten Abend, Mr Dermot," sagte sie und legte ihre Hand, in dem gänzlichen Vergessen ihrer noch vor einer Stunde hart und streng gegebenen Weigerung in die seinige.

Vielleicht dachte Mr. Dermot daran, denn obgleich der Druck seiner Hand freundlich und herzlich war, obgleich sein Lächeln offen, so leuchtete dennoch ein leiser Triumph in seinen grauen Augen, als er sie verließ. Sybille sah diesen Blitz triumphirender Freude und die Röthe stieg ihr in die Wangen. Doch als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte und

sie sich wieder allein befand, fühlte sich Sybille durchaus nicht unzufrieden, weder mit sich selbst, noch mit ihrem vermeintlichen Onkel. Sie lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, blickte nachdenklich in das Feuer und versank allmälig in die angenehmsten Träumereien. Sie vergaß ihre eigenen Kümmernisse über dem Reiz der Neuheit dieses neuen Erlebnisses. Träume, unklar, aber lieblich, webten sich leise um ihr Haupt und sie verscheuchte sie nicht. Es waren holde, wunderbar schöne Visionen, in welchen sich Wirklichkeit und Dichtung, Prinzessin und Mr. Dermot, seltsam vermischten. Aber nein, — das war ja nicht denkbar, Mr. Dermot stöhnte ja unter einem verhaßten Joche, wie er ihr gesagt hatte, — und dennoch sprach er von einer Prinzessin. Wie war das möglich? „Ich will sie wieder gewinnen," hatte er gesagt. Wie konnte das sein? Ich habe ihm doch stets Alles gesagt, und er sagt mir nie etwas, oder er spricht in Räthseln, dachte Sybille ärgerlich; das nächste Mal werde ich ihm sagen, daß ich ihn gar nicht leiden kann; und doch weiß ich, daß er auch dann nur über mich lachen wird. Wie böse war ich doch vor kaum einer Weile noch auf ihn, und er braucht blos zu sprechen — vorüber ist aller Zorn, geschmolzen sind alle meine Vorsätze, kalt und streng zu sein, — wie gelingt ihm das nur?

Allerdings sind das wohl Bestürzung erregende, schwer zu beantwortende Fragen! Wie gelingt es denn

überhaupt Denen, die sich in den Besitz unsres Herzens gesetzt haben und die den Schlüssel, der dies einzig nur erschließt, so fest und sicher halten?

„Nun, wie ist es denn abgelaufen?"

Diese Frage schreckte Sybillen plötzlich aus ihrem Nachdenken auf, sie sah sich rasch um, Miß Cains stand hinter ihr. Ihr Gesicht glühte vor Aufregung und die blauen Augen blitzten halb vergnügt, halb schelmisch.

„Ich habe Dich gar nicht kommen hören," sagte Sybille.

„Natürlich, das glaube ich gern, Du lagst ja wie Dornröschen im Waldschlosse in einer Art von Zauberschlaf. Komm erzähle mir all' Deine Erlebnisse mit dem falschen Onkel!"

Sie setzte sich auf den leeren Stuhl, den Mr. Dermot erst verlassen hatte, und sah das Mädchen durchdringend und scharf an.

„Ich habe wirklich nichts darüber zu erzählen," sagte Sybille; „warum gingst Du fort? — Du hättest Alles hören können."

„Kindchen, die Unterhaltung wurde mir ein Bischen zu heiß, deshalb lief ich davon. Aber hätte man es nur denken sollen, daß dieser Herr Onkel sich als Betrüger erweisen mußte! Wie verächtlich hast Du ihn angeblickt! Du hättest ihn mit dem Blicke niederschmettern mögen."

„Ich gestehe es," erwiederte Sybille offenherzig,

„im ersten Augenblicke fand ich ihn verabscheuungswürdig; es war ein Betrug, wenigstens fühlte ich mich wie eine Betrogene. Dennoch, Blanche, wie groß und schön sah er bei seiner Vertheidigung oder, besser gesagt, Erklärung aus, — wie sank die arme Tante in ein wahres Nichts dahin!"

„Ich dächte, er hätte sehr boshaft ausgesehen, Liebste; und da er nun einmal nicht Dein Onkel ist, liegt mir auch gar nichts daran, länger an mich zu halten; ich kann nun meine Meinung über ihn ganz frei äußern. Etwas Boshafteres, als seine grün leuchtenden Augen, als er über Deine arme Tante triumphirte, habe ich in der That noch nie gesehen."

„Du hast den Blick also auch gesehen, Blanche?" rief Sybille, deren Augen blitzten; „Blanche, mir schaudert bei diesem Flammenblick, es war ganz fürchterlich."

„Entsetzlich," sagte Miß Cains kühl.

„Ich habe niemals einen gereizten Löwen gesehen," fuhr Sybille fort, „jedoch ich meine, so müßte er aussehen."

„Ja wohl," sagte Miß Cains trocken; „die Löwen sind ja rothbraun, das ist allerdings eine Aehnlichkeit zwischen ihm und jenen, eine andere kann ich nicht herausfinden. Der Löwe, obgleich er zum Katzengeschlecht gehört, ist doch ein edles Thier, aber in diesem Mr. Dermot kann ich durchaus nichts Edles

sehen. Er sah mir weit eher aus wie ein sehr dreister Schwindler."

„Er!" rief Sybille entrüstet, „er!"

„Ja, er — Mr. Dermot. Du mußt mich aber nicht misverstehen. Er ist es durchaus nicht, er sieht blos so aus."

„Er sieht aus: jeder Zoll ein Held!" rief Sybille warm.

„Ich denke, Du hassest ihn?" — sagte Blanche spottend.

„Nein, Blanche. Ich war sehr böse auf ihn, aber —"

„Der Zauberer kam herein und verschwunden war aller Zorn. Aha, deshalb blieb er auch so lange. Ich dachte, er würde Dich nie verlassen; ich wurde ganz ungeduldig am Ende. Nun, ich muß gestehen, Mr. Dermot besitzt eine gewaltige Beredtsamkeit, und bitte, — kannst Du mir nun sagen, wer er eigentlich ist? Wenigstens doch ein vertriebener oder verkleideter König."

„Ich weiß es nicht, Blanche."

„Aha! Nun, ich sehe, er ist also blos der Mr. Dermot, von welchem, wie Du mir sagtest, Mr. Smith so viel gesprochen hat."

Sie warf ihre Augen kühn und forschend auf die Freundin. Wie durchdringend konnten doch diese gewöhnlich sanften, blauen Augen bisweilen blicken. Sybille erröthete und sagte zögernd:

„Ich weiß durchaus nicht, ob er derselbe ist, Blanche.“

„Ja doch, das weiß ich,“ sagte Miß Cains; „ich erinnere mich auch sehr wohl, daß Du mir davon gesagt hast, die Beiden wären keine Freunde. Weshalb aber nicht? Wegen Geschäftsbeziehungen, Geld oder irgend so etwas? — Warum siehst Du mich so an?“

„Weil mich Dein Eifer in dieser Sache so überrascht, Blanche. Du kannst ihn nicht leiden, Du hast Mr. Smith nie gesehen, und dennoch nimmst Du solch warmen Antheil an ihm,“ sagte Sybille.

„Nun“ — erwiederte Blanche freimüthig, „wenn ich es gestehen soll, so muß ich sagen, daß ich dies Haus und das Landleben überhaupt etwas einförmig finde; das macht mich dann neugierig und ich muß irgend etwas ausfindig machen, was mich lebhaft beschäftigt. Und weil ich nun einmal den Löwen nicht leiden kann — wenn Du denn darauf bestehst, ihn zum Löwen zu machen — so ist dies eben der Grund, weshalb ich durchaus etwas Schlechtes an und über ihn erfahren möchte; und ich muß Dir nur sagen, liebe Sybille, daß alle meine Sympathien für den armen, lieben, alten Smith sind, trotz seiner rohen, ungebildeten Sprache. Ich bin fest überzeugt, daß er Recht und der Grünäugige Unrecht gehabt hat, was auch die Ursache ihres Streits gewesen sein mag. Wahrscheinlich ist Geld wieder der Hauptgrund; das liegt ja fast jedem Hader zu Grunde, und ich zweifle

durchaus nicht, daß man den armen Mr. Smith schändlich gemisbraucht hat."

„Der Streit ist durchaus nicht wegen Geld entstanden, sondern es handelte sich um eine Erfindung," sagte Sybille trocken. „Darüber wenigstens bin ich ganz klar."

„Nun ja, ich sagte es ja; — Mr. Dermot hat ihm seine Idee geraubt — davon bin ich meinerseits überzeugt. Der arme Mr. Smith. Weißt Du, daß ich ihn förmlich lieb=gewonnen habe? Glaube mir, seinetwegen hält sich Mr. Dermot unter einem angenommenen Namen hier versteckt."

„Aber er hat niemals einen falschen Namen angenommen," rief Sybille erregt; „Papa hatte mir gesagt, ich sollte ihn als Onkel Edward begrüßen und nennen, und so geschah es."

„Und Du meintest natürlich in Deiner blinden Unschuld, daß Onkel Edward so viel als Mr. Edward Kennedy heißen müsse, und wir Andern glaubten es mit Dir."

„Blanche, ich habe Dich ihn nicht einmal Mr. Kennedy nennen hören."

Miß Cains sah verdrüßlich aus.

„Ich sehe ein," sagte sie kurz, „daß ich kein Wörtchen gegen den geheimnißvollen Herrn sagen darf, sonst falle ich in Ungnade."

Sybille antwortete nicht; Miß Cains sah sie mit spöttischem Lächeln an. „Hüte Dein Herzchen, liebes

Kind," sagte sie mit kühlem Spott im Tone, „hüte Dein Herzchen!"

Der ersten, sprachlosen Ueberraschung Sybille's folgte ein jähes Erröthen und ein Blick, der so ausdrucksvoll von beleidigtem Zartgefühl und verwundetem Stolze sprach, daß Miß Cains dadurch doch etwas außer Fassung gebracht wurde. „Nun, nun, mein Liebling," sagte sie, — „sieh mich doch nicht so an — bitte."

„Wie habe ich das verdient?" frug Sybille mit tiefer Bewegung — „wie habe ich das verdient?"

„Sei nur wieder gut, liebstes Kind; ich glaube, ich bin eifersüchtig," sagte Blanche geradezu; „gewiß, ich bin eifersüchtig auf den Grünäugigen, der solche Gewalt über Dich hat."

Sybille war augenblicklich besänftigt.

„Auf ihn eifersüchtig? eifersüchtig überhaupt auf irgend Jemand?" sagte sie, ihre Arme zärtlich um den Hals der Freundin schlingend, „wie kannst Du das sein, Blanche! Liebe ich Dich doch so innig, so zärtlich!"

„Ja," sagte Miß Cains, die Liebkosung erwiedernd, „ich bin aber doch eifersüchtig, denn eure langen Zwiegespräche erbittern mich förmlich. Was hat er Dir nur immer zu sagen? Sage es mir doch, ich bitte Dich! Du weißt, das ist der einzige Weg, um mich von meiner Eifersucht zu heilen."

Aber Sybille lachte blos und schüttelte das hübsche Köpfchen.

„Denkst Du denn, er machte mich zu seiner Vertrauten?" rief sie.

Miß Cains sah sie ernst und durchdringend an, aber sie glaubte ihr nicht, das las man in ihren Augen. „Es thut Nichts," sagte sie dann trocken; „ich werde es schon herausbekommen."

„Thue es doch," erwiederte Sybille trotzig; „und dann sagst Du es mir wieder."

Miß Cains sah keineswegs freundlich aus auf diese Rede, doch antwortete sie nicht. Die Tischglocke, die so eben läutete, rief die Damen ohnehin in das Speisezimmer und die Unterhaltung wurde deshalb rasch abgebrochen.

Sybille hatte ihren gewöhnlichen Platz an Mr. Dermot's Seite eingenommen, Blanche saß ihr gegenüber neben Mr. Kennedy. War es das Bewußtsein, daß Miß Cains sie fortwährend scharf beobachtete, oder die Erinnerung an ihre warnenden Worte, kurz, Sybille war so kalt und fremd gegen Mr. Dermot, daß es ihm und Allen auffallen mußte. Er bemerkte die Veränderung in ihrem Wesen augenblicklich und bemühte sich, ihr altes Selbst wieder herzustellen; je mehr er sich jedoch bemühte, desto ferner schien sie sich ihm zu stellen. Als das Essen vorüber war und Sybille aufstand und zuletzt das Zimmer verließ, stand Mr. Dermot auf und flüsterte ihr zu: „Kleines

Mädchen, kleines Mädchen, wer hat denn mit Dir gesprochen uud Dich so umgestimmt?"

Sein leichter, fast scherzender Ton, von einem schalkhaften Blick begleitet, gefiel Sybillen durchaus nicht. Auch blickte in diesem Augenblicke Miß Cains sich um und sah mit spöttischem Lächeln auf die Beiden. Sybille erröthete und sagte trocken:

„Mr. Dermot, Sie haben mich vorhin um Höflichkeit ersucht — darf auch ich Sie darum bitten?" Das Blut stieg ihm in das Gesicht, aber er verbeugte sich nur schweigend. Sybille fühlte jedoch, als sie ihn ansah, daß sie ihn beleidigt hatte. Sie gedachte seiner Worte: „Ich bin empfindlich, und wenn Dir etwas an mir liegt, sei nicht hart gegen mich!" Was alle ihre heftigen, leidenschaftlichen Ausbrüche des Zornes, ihre Vorwürfe nicht bewirkt hatten, dies erzielte diese kleine, maliciöse Bemerkung.

„Was thut's," dachte Sybille mit erkünstelter Gleichgiltigkeit, und sie entfernte sich, ohne noch einen Blick auf ihn zu werfen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Miß Glyn hatte bei Tische kein Wörtchen gesprochen; dasselbe unheilverkündende Schweigen brachte sie auch in das Wohnzimmer hinunter und bewahrte es den ganzen Abend. Sie grübelte über die passendste und würdigste Art nach, wie sie ihr Benehmen unter obwaltenden Umständen einzurichten habe. Ihr Plan war bis zum nächsten Morgen zur vollen Reife gediehen und Mr Kennedy der Erste, welcher davon in Kenntniß gesetzt wurde. Es war also unumstößlich dazu gekommen, daß: „gezwungen durch die letzten Ereignisse, durch die peinliche Lage, in welche ihre bisherige Unkenntniß von Mr. Dermot's wirklichem Namen, dessen endlicher Enthüllung sie jetzt nachgestellt habe, sie sich genöthigt sehe, St. Vincent zu verlassen."

„Ich kann unmöglich mit ihm in demselben Hause leben, ohne ihm Abbitte des Geschehenen zu leisten," sagte Miß Glyn; „und da ich grundsätzlich dies niemals thue, so muß ich lieber gehen."

Vergebens stellte ihr Mr. Kennedy vor, daß

Mr. Dermot weit davon entfernt sei, das Vergangene ihr noch nachzutragen, daß er sogar ganz bereit sei, ihr zu vergeben. Miß Glyn behauptete, sie lasse sich auch grundsätzlich niemals vergeben, und es blieb bei ihrem Entschluß. Da sie alle diese Erklärungen noch mit einem gehörigen Zusatz von Bitterkeit gegen Mr. Kennedy begleitete, gegen seinen Mangel an Offenheit und allerhand Anspielungen machte, die nicht sehr angenehm in die Ohren des Hausherrn fielen, so wurden seine Bemühungen, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, schwächer und schwächer, und er hörte zuletzt fast ganz gefühllos die Ankündigung ihrer sofortigen Abreise mit an.

„Und da Sybille doch unmöglich hier bleiben kann, so will ich sie mit nach England nehmen und Miß Cains kann uns begleiten."

„Danke sehr," erwiederte Mr. Kennedy trocken. „Ich wünsche durchaus, daß Sybille bei mir bleibt."

„Hier, Mr. Kennedy, mit diesem Mr. Dermot, der noch ein ganz junger Mann und nicht ihr Onkel ist?"

„Mrs. Mushy kommt," sagte Mr. Kennedy sehr ruhig.

Miß Glyn's Augen sprühten vor Entrüstung, als sie den Namen ihrer Cousine hörte. „Und wenn noch zwanzig Mrs. Mushys' hierher kämen," sagte sie empört, „so ist und bleibt es doch seltsam, daß

dieser Mr. Dermot in demselben Hause mit zwei Mädchen, wie Sybille und Miß Cains, bleiben soll.“

„Ich könnte keiner von Beiden einen besseren Gatten wünschen!“ erwiederte Mr. Kennedy lächelnd.

Miß Glyn war sehr ärgerlich, doch hielt sie es für gerathen, nicht viel mehr zu sagen als ein ironisches: „Wirklich, Mr. Kennedy!“ und verließ augenblicklich das Zimmer.

Jetzt durchschaue ich das ganze Gewebe, dachte Miß Glyn wüthend. Mich täuscht man nicht so leicht. James will den Mr. Dermot für Sybille haben, weil er reich ist; der aber kümmert sich gar nicht um Sybille, sondern hat nur Augen für die Miß Cains, die so lange, als sie hier ist, schon nach ihm geangelt hat. Ich bin nur darüber erstaunt, daß Mr. Kennedy dies nicht klar sieht. Nun er wird sich um so mehr wundern, wenn er es erleben muß.

Während dieses Selbstgesprächs hatte Miß Glyn ihr Zimmer erreicht und fing an, eifrig einzupacken. Nach fünf Minuten ungefähr unterbrach sie dieses Geschäft, um heftig an der Klingel zu ziehen, auf deren Ruf Denise erschien, welcher sie einen Auftrag ertheilte und dann weiter packte. Sie war eben in dem kritischen Falle, ein Sammetkleid möglichst glatt zu falten, denn Miß Glyn hielt sich — grundsätzlich — kein Dienstmädchen, als an die Thür geklopft wurde und auf ihr „Herein!“ Miß Cains eintrat.

„Sie haben nach mir geschickt, Miß Glyn?“ sagte die junge Dame, als ob sie die Wahrheit dieses Factums noch bezweifelte.

„Ich habe mir allerdings diese Freiheit genommen, Miß Cains,“ erwiederte Miß Glyn mit einem gnädig sein sollenden Lächeln. „Ich bin im Begriff, dieses Haus zu verlassen, will dies jedoch nicht thun, bevor ich nicht mit Ihnen noch über Einiges gesprochen habe. Bitte, setzen Sie sich!“

Miß Cains sah aus, als ob sie weit lieber stehen geblieben wäre, um sich möglichst rasch wieder entfernen zu können; doch fügte sie sich dem Wunsche der alten Dame und warf dabei einen flüchtigen, bewundernden Blick auf das noch nicht zusammen gefaltete Sammetkleid. „Was für eine Weite dies hat,“ sagte sie, „und welchen Glanz! Wenn ich jemals zu Vermögen komme, muß ich so ein Kleid haben, Miß Glyn!“

Die Dame sagte nur steif: „Wirklich, möchten Sie das?“

Sie hielt Miß Cains' Bemerkung für eine höchst unpassende in Bezug auf deren Stellung im Leben. Eine arme Lehrerin und ein Sammetkleid!

„Ich habe Sammet außerordentlich gern!“ fügte Blanche mit einem fast liebevollen Tone in der Stimme hinzu. „Er ist so weich, so pelzartig. Ich denke stets bei der Berührung, ich streichele irgend ein schönes Thier, — geht es Ihnen nicht auch so?“

„Nein," erwiederte Miß Glyn kurz, und während sie das Kleid auf ihr Bett warf, änderte sie den Lauf des Gespräches plötzlich, indem sie gradezu fragte:

„Sie wissen wohl schon, daß ich abreise?"

„Ich wußte es bis jetzt noch nicht, Miß Glyn, doch diese Anzeichen lassen mich es fürchten."

„Ich reise ab, um nicht wiederzukommen, und — Mr. Dermot bleibt!"

Blanche beugte sanft den schönen Kopf, streckte die weiße Hand aus und streichelte den sie so besonders fesselnden Sammet des auf dem Bette liegenden Kleides.

„Liebe Miß Cains," sagte Miß Glyn scharf, „ich dächte, Sie hörten lieber aufmerksam zu, denn die Sache geht Sie nahe an."

„O, ich bin ganz Ohr," sagte Blanche sehr freundlich.

„Nun denn, — Mr. Dermot bleibt also, und dieser, sowie Mr. Kenndy, sind beide unverheirathete Männer — erlauben Sie mir, meine liebe Miß Cains, Ihnen zu bemerken, daß unter solchen Umständen dieses Haus keine passende Heimath für Sie ist."

Miß Cains sah sehr ernst aus, antwortete jedoch nicht.

Miß Glyn fuhr fort:

„Sie sind jung und schön; Sie sind aber auch arm, und Ihr guter Ruf muß Ihnen Alles gelten. Ich gehe nach England zurück und will Sie mit mir

nehmen und Sie bei einer meiner Freundinnen angenehm unterbringen, die sich Ihrer Gesellschaft so lange erfreuen wird, bis Sie eine Ihren Talenten und Fähigkeiten angemessene Stellung gefunden haben werden."

„Sie sind zu gütig," sagte Blanche.

„Darf ich daraus entnehmen, daß Sie mit meinem Plane einverstanden sind?"

„Nein, Miß Glyn, ich bin Ihnen sehr verbunden, doch muß ich herzlich dafür danken," erwiederte Miß Cains mit großer Entschiedenheit. „Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt und vollkommen im Stande, für mich selbst zu handeln. Aber, bitte, sagen Sie mir, wo Sie diesen Sammet gekauft haben; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich ein solches Kleid errungen habe!"

„Es ist genug, Miß Cains," sagte Miß Glyn ärgerlich, indem sie das Kleid vom Bett nahm und es auf einen Stuhl, der von Blanche weiter entfernt stand, warf, „es ist genug. Ich hatte allerdings meinen Verdacht, er ist nun zur Gewißheit geworden, — ich weiß ganz genau, was Sie beabsichtigen."

„Dann wissen Sie allerdings mehr, als ich selbst, Miß Glyn," erwiederte Blanche verächtlich; „jedoch, — dies ist genug — wie Sie sagten."

Sie stand bei diesen letzten Worten auf, verbeugte sich, erhielt ein kurzes, steifes Nicken zurück und ging aus dem Zimmer. Sie begab sich augenblicklich in

ihre eigene Stube, öffnete ihre Kommode und fing an, eifrig ihren Koffer zu packen. Sie war noch nicht lange damit beschäftigt, als Sybille zu ihr hereinkam. Stumm vor Erstaunen, blieb das junge Mädchen erst einige Augenblicke an der Thür stehen, als sie die verschiedenen Gegenstände von Blanche's Garderobe auf dem Bett ausgebreitet liegen sah, dann rief sie bestürzt:

„Blanche, was soll das heißen?"

„Ich reise ab," sagte Blanche kurz. „Miß Glyn, die eben dies Haus verlassen will, hat mir die Unzulässigkeit klar gemacht, noch länger hier zu verweilen, wo nur Du, ein wahres Kind, als Herrin dem Hause vorstehst; und obwohl ich es ihr nicht zugestehen wollte, so sah ich dennoch ein, daß sie vollkommen Recht hat, und deshalb reise ich ab, verlasse St. Vincent, was ich, wenn ich nicht so leichtsinnig gewesen wäre, überhaupt nie hätte betreten sollen."

Sybille wechselte die Farbe und sagte scharf:

„Du sollst nicht gehen!"

„Aber ich muß — Deine Tante hat mir eben gesagt, daß ich Absichten auf Mr. Dermot hätte. Absichten auf den — Sybille!"

Wie großartig schön sah Miß Cains in diesem Augenblicke aus, als sie diese Beschuldigung fast mit Hohn von sich wies! Sybille war ganz ungewiß, was sie sagen und thun sollte. Endlich rief sie ärgerlich:

„Also um seinetwillen willst Du gehen! Er schickt die Tante fort, wie es mir scheint, und nun auch Dich? Blanche, er wird es so weit treiben, daß ich ihn wirklich hassen werde! Warum geht er nicht lieber selbst?“

„Vermuthlich fühlt sich der Aermste hier sehr wohl geborgen,“ erwiederte Miß Cains verächtlich. „Nun, ich bin freilich selbst arm und will ihm seine Armuth deshalb nicht vorhalten, — aber nun kann ich nicht länger hier bleiben, nicht um die Welt!“

Sie kniete wieder neben dem Koffer nieder und fuhr fort einzupacken.

„Blanche,“ sagte Sybille endlich ganz ruhig, „höre, das ist wahrer Unsinn; ich lasse Dich nicht gehen, Du magst machen, was Du willst.“

Miß Cains blickte zu ihr auf.

„Ich muß und ich will gehen,“ sagte sie.

„Das wollen wir doch sehen,“ rief Sybille und flog pfeilschnell aus dem Zimmer. Sie lief hinunter, um ihren Vater aufzusuchen. In ihrem Eifer, durch sein Zureden die Freundin vielleicht zum Bleiben bestimmen zu können, vergaß sie gänzlich, daß auch Miß Glyn sich bereits zur Abreise rüstete; als sie jedoch an der Thür der Stube ihrer Tante vorübereilen wollte, rief ein scharfes: „Sybille!“ sie herein und mahnte sie auch an dies unumstößliche Factum, daß auch die Tante sie verlassen wollte.

„Lieber Himmel,“ rief Sybille traurig, „alle Welt packt ein.“

„Wer denn noch, als ich?‘ frug Miß Glyn.

„Blanche sagte, sie müsse durchaus unser Haus verlassen, nach dem, was Du ihr gesagt hättest, Tante. Ach, bitte, bitte, liebstes Tantchen, bleibe doch hier!“ bat das Mädchen.

Miß Glyn, welche in der Mitte ihrer Koffer wie ein commandirender General steif aufgerichtet stand, schwieg einen Augenblick, als wie zu überlegen, was sie von diesem Entschlusse ihrer Widersacherin zu halten hätte, denn eigentlich hatte sie Sybille blos hereingerufen, um ihr mitzutheilen. daß ihre Freundin eine der unverschämtesten jungen Damen sei, die ihr jemals vorgekommen wären, aber die Ankündigung der Abreise der Verbrecherin ließ sie verstummen. Mit gerunzelter Stirn und zusammengepreßten Lippen stand sie da. „Bitte, bleib', liebste Tante!“ beschwor sie Sybille auf's Neue.

„Nicht, wenn dieser Mr. Dermot im Hause bleibt!“ war die strenge Antwort.

„Dann verachte ich Mr. Dermot gründlich!“ rief Sybille, die Augen voll Thränen — „ja, ich verachte ihn!“

„Und dennoch würdest Du ganz ohne Vergnügen sein,“ erwiederte Blanche, „wenn er es Dir nicht erhalten hätte. Er ist Deines Vaters bester Freund

und ich beklage wirklich von ganzem Herzen sein herannahendes Schicksal!"

„Schicksal! — welches Schicksal?" frug Sybille und wurde bleich.

„Frage Miß Cains!"

„O Tante!" rief Sybille mit tiefem Erröthen, „wie kannst Du das sagen, sie haßt ihn."

„Du bist ein leichtgläubiges Kind; sie sollte ihn hassen? Und dennoch geht ihr ganzes Streben nur darauf, Mrs. Dermot zu werden? Von Anfang an hat sie nach ihn geangelt, gerade so, wie sie es mit dem Grafen gemacht hat, und wie sie es mit jedem Manne, der in dieses Haus kommt, thun wird. So lange sie hier bleibt, wirst Du nie eine Aussicht auf Versorgung haben."

„Glaubst Du, Tante, daß ich darauf warte, oder daß es mir darum zu thun ist?" frug Sybille empfindlich.

„Um so besser für Dich, mein Kind, denn, wie gesagt, so lange sie hier ist, wird sie Dich verdrängen," war die Antwort.

Sybille hatte zwar eine Entgegnung zur Hand, doch Miß Glyn fertigte sie kurz ab, indem sie sagte, sie habe noch viel zu thun und wünsche allein zu bleiben. War es denn Wahrheit, was die Tante gesagt hatte? Konnte es so sein? Nein, nein, er hatte ja Blanche offenbar nicht gern, und wußte Sybille nicht, wie sehr diese selbst stets gegen Mr. Dermot

eingenommen gewesen war? Es war Verleumdung, bittere, gehässige Verleumdung. Blanche sollte und dürfte nicht gehen; sie selbst wollte den Vater bitten, daß er sie bestimmen möge, noch zu bleiben. Sie trat, ohne erst anzuklopfen, in Mr. Kennedy's Studirzimmer und sagte rasch: „Papa, nicht wahr, Du läßt Blanche nicht abreisen, nicht wahr?"

Mr. Dermot trat statt des erwarteten Vaters hinter den Fenstervorhängen hervor. Er hatte dort einen Brief gelesen und Sybille hatte ihn nicht gesehen.

„Mr. Kennedy ist ausgegangen," sagte er — „kann ich aber irgend etwas für Sie thun, Miß Kennedy?"

Dies Anerbieten und in solcher Form gegeben brachte Sybille außer sich:

„Nein, Mr. Dermot," sagte sie scharf; „ich kam meines Vaters Beistand zu fordern, Ihr Werk wieder zu zerstören — Sie können mir darin nicht beistehen."

„Wissen Sie das so genau?" frug er lächelnd; „mein Werk, wie Sie es zu nennen belieben, kann doch wohl am Besten durch mich wieder zerstört werden. Ich gestehe, daß ich allerdings noch nicht weiß, welches meiner Werke sie meinen, aber ich will Ihnen nur meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, an den Tag legen."

„Sie sind sehr gütig," erwiederte Sybille, „jedoch werden Sie mir zugeben, daß es außer dem Bereiche Ihrer Macht steht, Miß Glyn und Miß Cains von

ihrem Vorhaben abzubringen. Beide stehen im Begriff, abzureisen, und zwar um Ihretwillen."

„Um meinetwillen? — Ich war mir allerdings nicht bewußt, daß ich auch Miß Cains beleidigt habe. Miß Glyn, das gestehe ich, wird sich wohl schwerlich von mir zurückhalten lassen; doch wäre es wohl möglich, daß es mir bei Ihrer Freundin gelänge."

„So ist vermuthlich Ihr Einfluß auf sie mächtiger als der meinige?" sagte Sybille mit funkelnden Augen.

„Das habe ich weder gesagt, noch gemeint."

„Dann bitte, erklären Sie mir, was Sie eigentlich gemeint haben?"

„Das Ende wird es lehren."

„Ich weiß wohl," sagte Sybille, und dunkle Röthe bedeckte ihr Gesicht, — „ich weiß, daß Sie weit mehr Gewalt über meinen Vater besitzen, als ich. Ich habe dies schon früher bemerkt, Mr. Dermot."

„Und in der That, es müßte sehr seltsam zugehen, wenn Ihnen das nicht schon längst klar geworden wäre," erwiederte er gelassen; „aber ich fürchte, Sie sind in keiner guten Stimmung, deshalb will ich Sie mit dem Anerbieten meiner Dienste gänzlich verschonen."

Er verließ die Stube; sein Blick und Ton waren während der ganzen Unterredung sich völlig gleich geblieben, stets ruhig und gemessen. Sybille war außer sich. Sie warf sich auf einen Stuhl, drückte ihr Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

„Aber, Miezchen, was fehlt Dir denn?" rief plötzlich die Stimme ihres Vaters hinter ihr.

Sie blickte auf, das Gesichtchen von Thränen überströmt.

„Ich bin sehr unglücklich," sagte Sybille heftig, „und Mr. Dermot ist an Allem schuld; er bringt mich immer außer Fassung durch sein großartiges, stolzes, gemessenes Benehmen mir gegenüber; er thut es nur, um mich zu kränken. O Papa, ich kann nicht wieder glücklich werden, so lange er hier im Hause bleibt!" fügte das Mädchen leidenschaftlich hinzu.

„Dann allerdings, liebes Kind, mußt Du Dich darauf gefaßt machen, noch eine Weile unglücklich zu bleiben," erwiederte der Vater ruhig.

Verdruß und Zorn machten Sybille für einige Augenblicke stumm.

„Komm, Miezchen, laß uns einmal vernünftig mit einander plaudern," sagte Mr. Kennedy, sich niedersetzend und sie auf seine Kniee ziehend. „Weißt Du denn, wer eigentlich dieser verhaßte Dermot ist? — Nun einfach — der beste, edelste, großmüthigste Mensch auf der Welt. Zwischen uns besteht ein besseres, heiligeres Band, als das der Blutsverwandtschaft; ja, Sybille, zehnfach heiliger und besser! Er half mir zu der Heirath seiner Schwester und brachte sich selbst dadurch in die schlimmste Lage und bitterste Verfolgung. Er ertrug Alles, Schläge und Drohungen für mich, um meinetwillen; als Knabe

von sechszehn Jahren wurde er in die Welt hinausgestoßen, und ich, ich war die Ursache, Sybille! — Wohl habe ich später die Schuld gezahlt. Oftmals war ich sehr von Geldmitteln entblös't, oft von Sorgen fast niedergedrückt, — er jedoch hat nie darunter leiden müssen, und das weiß er. Seitdem er ein Mann geworden ist, sind wir die innigsten, treuesten Freunde, und nun magst Du selbst ermessen, welche Aussicht auf Glück Du haben könntest, wenn er aus diesem Hause entfernt würde."

„Ja," erwiederte Sybille mit eifersüchtiger Regung, „und was das Schlimmste ist, Du liebst ihn weit mehr als mich. Als ich aus der Pension zu Dir kam, glaubte ich eine Zeit lang, ich wäre Dir Alles, und nun erkenne ich, welchen mächtigen Nebenbuhler ich habe; und wie kann ich Mr. Dermot gern haben, wenn er die Tante und selbst Blanche von hier vertreibt?"

„Miß Cains darf durchaus nicht gehen," sagte Mr. Kennedy heftig; „sie muß hier bleiben und Dich bemuttern, Miezchen!"

„Sie braucht selbst Jemand dafür, und will deshalb morgen abreisen," sagte Sybille traurig.

„Sage ihr, daß Sie durchaus nicht gehen darf, und sage ihr, daß Mrs. Mush kommt, um bei euch Ehrendame zu werden. Nein, bleib', ich will es ihr selbst sagen."

„Ich will sie holen!" rief Sybille in vollstem Entzücken.

Sie lief hinaus und fand sich gerade Mr. Dermot gegenüber. In ihrer Freude würde sie sich sogar bereit gefunden haben, Frieden mit ihm zu schließen, er jedoch schien ihre ewig wechselnde Laune endlich satt zu haben, denn er ging ihr mit einem kalten Blicke aus dem Wege, der zu Sybille von ewiger Gleichgiltigkeit sprach.

„Was liegt mir daran," dachte sie, während sie die Treppe hinaufging. „Denkt er vielleicht, daß ich mir so sehr viel aus ihm mache? Gewiß, von diesem Wahne soll er geheilt werden; ich werde es ihm und Allen deutlich zeigen, daß er mir gar Nichts gilt."

„Blanche, Blanche," rief sie fröhlich, als sie in das Zimmer von Miß Cains stürmte, die ermüdet sich auf ihren Koffer gesetzt hatte, packe nur Deine Sachen getrost wieder aus, Du darfst nicht fortgehen! Papa sagt entschieden, Du dürftest nicht abreisen. Mrs Mush kommt ja, also bitte, Liebste, komm mit mir in Vaters Studirstube und höre ihn selbst!"

Miß Cains machte erst Einwendungen, dann aber ließ sie sich von der Freundin die Treppe hinunterführen; so traten Beide in Mr. Kennedy's Stube.

„Miß Cains," sagte Mr. Kennedy sehr freundlich, „Sie können, Sie dürfen uns nicht verlassen! Ich verstehe und ehre Ihre Gründe zur Abreise, aber Sybille kann ihre Freundin durchaus nicht missen. Meine Cousine, Mrs. Mush, hat mir versprochen, in ein oder zwei Tagen spätestens hier zu sein, und ihre

Gegenwart wird wohl alle Ihre Scrupel verscheuchen. Erlauben Sie mir, noch hinzufügen zu dürfen, daß Sie durch Ihr Bleiben auch mir einen außerordentlich großen Gefallen thun."

Blanche erröthete und zögerte.

„O Blanche!" beschwor sie Sybille, indem sie sich zärtlich an die Freundin schmiegte. „Bleib', o bleib', wenn Du mich liebst! O, thue es, mein liebstes Herz!"

Noch immer zögerte Miß Cains, aber Sybille's Bitten wurden immer dringender. Mr. Kennedy warf dann und wann einige ernste, höfliche Worte dazwischen und endlich gab die Schöne nach, obgleich widerstrebend, als füge sie sich, ihrer besseren Ueberzeugung zum Trotz, nur dem drängenden Zureden ihrer Freundin.

„Um Deinetwillen denn, mein Liebling," flüsterte sie, indem sie Sybille's zärtliche Umarmung erwiederte.

„Natürlich blos um meinetwillen!" rief das junge Mädchen fröhlich.

„So ist denn diese Angelegenheit zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt?" sagte Mr. Kennedy, augenscheinlich erleichtert.

„O gewiß, Papa, und ich bin ganz glücklich!" rief Sybille mit freudestrahlenden Augen.

Blanche lächelte und streichelte sanft Sybille's dunkles Haar, und eben, als Mr. Kennedy sich an der reizenden Gruppe der beiden schönen Mädchen wahrhaft entzückte, wurde er daraus sehr gewaltsam

durch den Eintritt von Miß Glyn gerissen, welche in vollem Reiseanzug kam, um Abschied zu nehmen.

„Ich bin gekommen, um mich bei Ihnen zu verabschieden," sagte sie in ihrer pomphaften Manier; „denn es liegt kein Grund vor, weshalb wir als Feinde scheiden sollten."

„Keiner, allerdings, meine liebe Cousine," sagte er, indem er ihr mit feinster Höflichkeit entgegenging; „ich bedaure nur vom Herzen, daß Sie es überhaupt für nöthig halten, daß wir uns trennen."

„Mr. Kennedy," erwiederte die Dame würdevoll, „Sie wissen, daß ich nicht bleiben will und kann; das Einzige, was ich jedoch nicht fasse, ist, daß Sie Mr. Dermot noch im Hause behalten wollen, wo nur Sybille allein schaltet und waltet; wissen Sie auch, was die Welt dazu sagen wird? Miß Cains," — fügte sie mit einem gnädigen Blick auf die junge Dame hinzu, „hat gezeigt, daß sie Zartgefühl und Takt besitzt, indem sie dieses Haus verläßt."

„Miß Cains bleibt," sagte Mr. Kennedy gelassen. „Ich bin so glücklich, Ihnen sagen zu können, daß sie meinen und meiner Tochter Bitten nachgegeben hat."

„Miß Cains bleibt!" wiederholte Miß Glyn mit hohler Stimme, — „so habe ich mich also dennoch getäuscht;" und mit einem verächtlichen Blick auf ihre Nichte sagte sie: „Sybille, Du bist verrückt!"

Sybille erröthete und Mr. Kennedy sah sehr gereizt aus.

„Miß Glyn, erklären Sie gefälligst, was Sie damit meinen,“ sagte er.

„Nein, nein,“ entgegnete die Dame mit einem vielsagenden Kopfschütteln, „ich weiß, was ich damit sagen will, Sie wollen es nur nicht verstehen. Leben Sie wohl, Mr. Kennedy; Adieu, Miß Cains; gehab' Dich wohl, Sybille! Ich wünsche euch allen Glück zu eurer hohen Weisheit und danke dem Himmel, daß ich daraus erlöst bin!“

Mit diesen räthselhaften Worten verließ Miß Glyn das Zimmer, nur von Sybille begleitet. Mr. Kennedy war vielleicht zu sehr aufgebracht gegen seine Schwägerin, um ihr diese letzte Höflichkeit zu erweisen. Miß Glyn nahm nicht eher Notiz von Sybille, als bis Beide an dem Thore der Abtei standen; dann wandte sie sich zu ihr und sagte gelassen:

„Sybille, Du hast nach Deinem eigenen Gutdünken gehandelt und Du wirst die Früchte Deiner Thorheit ernten! Du hast meinen Rath nicht befolgt; Du hast schon schwer leiden müssen, noch größeres Weh steht Dir bevor. Das Mädchen ist eine Schlange, sie ist gebrannmarkt und sollte Kain heißen, statt Cains. Wäre sie nicht gekommen, würdest Du jetzt des Grafen von Renneville glückliche Gemahlin sein. Sie ist eine Schlange, Du wirst dies eines Tages klar erkennen. Hoffe nie glücklich zu werden, so lange sie noch hier ist. Ich könnte noch

Vieles sagen, doch, was kann es nützen? Das Unheil ist geschehen und ihm ist nicht mehr abzuhelfen. Ich gehe jetzt, Sybille, allein ich werde bald wieder in diese Gegend zurückkehren; ich habe die Absicht mich hier niederzulassen; Du kannst dann stets zu mir kommen, Sybille, wenn Du mich brauchst. Und nun lebe wohl, mein Kind; empfiehl mich Mr. Dermot und sage ihm von mir, er hätte wie ein Ehrenmann gehandelt!"

Hierauf umarmte Miß Glyn ihre Nichte ziemlich kalt, bestieg den Wagen und verließ das Haus ihres Schwagers, um nie wieder dorthin zurückzukehren.

Aerger, Verdruß und Staunen hatten Sybille verstummen lassen, während ihre Tante sprach; aber jetzt kam ein Gefühl der Erleichterung über sie, als sie nun wirklich fort war. Es war für das zärtlich liebende Herz des jungen Mädchens zu viel gewesen, es geduldig anhören zu müssen, daß man ihre theuerste Freundin eine Schlange genannt hatte.

Unglücklicherweise hatte sie aber nicht allein die Scheideworte ihrer Tante vernommen, denn als sie sich dem Hause zuwandte, sah sie Blanche dicht hinter sich stehen, bleich wie der Tod, aber mit flammenden Augen. Sybille warf ihre Arme um den Hals der Freundin.

„Ich glaube es aber nicht!" rief sie. „Ich liebe

Dich! Ich vertraue Dir gänzlich! Ich glaube es nie, niemals!"

„Welche fürchterliche Sünde ist es doch, arm zu sein!" sagte Miß Cains düster, kaum Sybille's Liebkosungen beachtend; „das ist mein Verbrechen, siehst Du. Ich bin arm, und deshalb meint man, ich sei jeder Schlechtigkeit fähig. Sybille, so wahr, als ich lebe, ich habe nie den Grafen für mich ersehnt!"

„Ich weiß es ja, ich weiß es," sagte Sybille, sie in das Wohnzimmer führend. „Ich weiß es und traue Dir ganz. Ich liebe Dich zu zärtlich, zu innig, meine Blanche, um an Dir zweifeln zu können!"

Das große Zimmer war ganz leer.

Blanche sank in einen der Lehnstühle, die dicht am Kamin standen, und Sybille, welche auf den Teppich zu ihren Füßen kniete, blickte mit rührender Zärtlichkeit in das Gesicht der Freundin. Dies schöne Antlitz war jetzt von Aufregung geröthet und Thränen schimmerten in den blauen Augen.

„Sybille," sagte sie, „ich will niemals unfreundlich gegen Dich sein — nie — nie!"

„Unfreundlich!" lachte Sybille; „ als ob ich das nicht wüßte!"

Der Blick, den sie bei diesen Worten auf Blanche warf, war voll von wahrhaft göttlich reinem Vertrauen auf die Treue ihrer Freundin und voll

der zärtlichsten Liebe. Du wirst dereinst geliebt werden, Blanche Cains, von einem Dich anbetenden Gatten; aber niemals wirst Du jemals in einem Menschenherzen wärmere, reinere, selbstlosere Liebe, solch' unbegrenztes Vertrauen finden, als in dem Herzen dieses Dich liebenden vor Dir knienden Mädchens.

Dreißigstes Kapitel.

Eine lange Windstille folgte den stürmischen Bewegungen der letzten Zeit vor Miß Glyn's Abreise. Mrs. Mush, obgleich sie in zwei Tagen kommen sollte, erschien nicht; und obgleich Mr. Kennedy kein Wort darüber erwähnte, so sprach doch Miß Cains nie wieder davon, daß es unschicklich sei, wenn sie allein bei Sybille bliebe, und ihre Koffer blieben ungepackt.

So vergingen Wochen in der Einförmigkeit und Stille des Landlebens, denn Sybille hatte die Geselligkeit, welche ihr so wenig zusagte, aufgegeben, und nur wenige Besucher überschritten die Schwelle der Abtei, besonders seit Miß Glyn nicht mehr da war, sie zu empfangen. Die kleine Welt von St. Vincent machte freilich ihre gehässigen Bemerkungen, ebensowohl über die schnelle Abreise der älteren, als über das Verweilen der jungen Dame, und mancher Art waren die Erklärungen, welche in den Cirkeln der Mrs. Ronald bei einer Tasse Thee und der Chronique scandaleuse über diese Thatsachen ausgetauscht wurden.

Einige dieser Auslegungen kamen sogar zu Mr. Kennedy's Ohren; er hielt sie jedoch nicht der Mühe einer Wiederholung werth, deshalb wußte in der Abtei Niemand etwas von dem, was in der Gesellschaft über sie geurtheilt wurde. Die Sachen gingen ihren anscheinend ruhigen Gang in dem alten Gebäude und bis auf einen Punkt gänzlich zu Mr. Kennedy's Zufriedenheit. Dies war, daß Sybille trotz Zureden, Schmeicheln und ernster Worte, nicht dazu zu bringen war, ihren langen, eigensinnigen Streit oder Unfrieden mit Mr. Dermot zu beenden.

„Er hätte sie beleidigt," sagte sie stets, „und es sei unmöglich, daß sie ihm etwas abbitten sollte."

Sie hüllte sich deshalb in ihre weibliche Würde wie in einen Mantel und hielt sich fern von ihm. Wenn aber Sybille meinte, durch dieses hochmüthige Gebahren Mr. Dermot zu bewegen, sich um ihre verlorene Gunst zu bemühen, so täuschte sie sich gänzlich. Mr. Kennedy versuchte allerdings zu wiederholten Malen, ihn zu bestimmen, wieder „gut mit Miezchen zu werden," aber Mr. Dermot weigerte sich geradezu. Schien Sybille beleidigt, so war er es seinerseits noch mehr, ja es war noch schlimmer, denn alle die Zärtlichkeit und Wärme, die er so lange für sie gehegt und ihr bewiesen hatte, schien spurlos verschwunden zu sein. Mr. Kennedy ärgerte sich sehr darüber und äußerte seinen Verdruß gegen Sybillen.

„Du hast Mr. Dermot sehr beleidigt," sagte er

scharf; „Du hast seine Freundschaft und Achtung gänzlich durch Dein lächerlich kaltes Benehmen verscherzt. Ich bin sehr böse auf Dich, Sybille."

Sybille wurde ganz roth bei dem harten Vorwurf, und Mr. Dermot stieg deshalb nicht höher in ihrer Gunst. Was war er, daß er selbst den Vater gegen sie einzunehmen vermochte, daß er sogar Mr. Kennedy's blinde Bewunderung all' ihrer kleinen Launen in solche strenge Beurtheilung verwandeln konnte? Dachte er sie dadurch zu besiegen, so irrte er sich gewaltig, und sie wollte ihm das zeigen. Demgemäß wurde Sybille's Betragen gegen Mr. Dermot noch kälter als zuvor. Aber dieser schien es mit größter Gleichgiltigkeit hinzunehmen, ja kaum zu beachten. Er war dreißig Jahre alt, ein Mann von Welt, ein Freund und kein Liebhaber, was kümmerten ihn Sybille's finstere Blicke? Er konnte ganz gut außer dem Bereich des Sonnenscheines ihres Lächelns leben und schlief durchaus nicht schlechter, seit er in Ungnade gefallen war. Miß Cains beobachtete dies Alles mit scharfem, forschendem Blick, sagte aber wenig darüber zu Sybille; denn selbst dies Wenige wurde von derselben mit Schärfe beantwortet.

Was läge ihr an Mr. Dermot oder an seinem stolzen Wesen? Sie wisse recht wohl, daß er dies nur angenommen habe, um sie zu kränken; aber er habe sich doch sehr geirrt, wenn er dächte, sie damit außer Fassung zu bringen. Sie gewiß nicht — und er

müsse blind sein, wenn er ihre Gleichgiltigkeit nicht sehen wollte.

Und allerdings, Mr. Dermot sowohl wie alle Anderen in St. Vincent mußten sehen, wie lebhaft Sybille war. Sie sang vom Morgen bis zum Abend, sie war in einer Art von rastloser Thätigkeit, lachte über Alles, niemals war sie vergnügter gewesen, wie es schien. Jedoch Sybille's Fröhlichkeit berührte Mr. Dermot ebenso wenig, wie früher ihr Ernst; und wenn sie plötzlich in ihre schweigsame und fast trübe Stimmung versank, war und blieb er sich stets gleich, — höflich, sehr höflich, aber nichts weiter. —

So standen die Sachen, als sich Sybille eines Nachmittags mit ihm allein in dem Wohnzimmer befand. Der Frühling war dieses Jahr sehr spät gekommen und der Tag war unfreundlich und grau; Sybille saß, des spärlichen Lichtes wegen, am Fenster, Mr. Dermot zu demselben Zwecke an einem anderen. Sie nähte, er las. Plötzlich ließ sie ihre Arbeit in den Schoos sinken und sah zu ihm herüber: Irgend etwas in der Zeitung hatte ein Lächeln auf sein Gesicht gerufen, sie kannte dies Lächeln gar wohl. Es war so offen, so anmuthig; ein Lächeln, welches aus den Augen zu strömen und sie mit Glanz zu füllen schien.

„Ich wünschte doch, wir wären wieder Freunde," dachte Sybille; „ich weiß, er hat mich eben so lieb,

als ich ihn. Ich möchte wohl wissen, was er sagen würde, wenn ich ihn jetzt anredete."

Die Versuchung war zu groß, Sybille gab ihr nach.

„Mr. Dermot," sagte sie.

Mr. Dermot blickte von der Zeitung auf, legte sie jedoch nicht nieder. Sybillen fiel der Muth etwas, jedoch raffte sie ihn wieder zusammen und sagte:

„Ich bin recht vergeßlich gewesen."

„Vergeßlich, — wie so?"

„Tante gab mir einen Auftrag für Sie und ich habe ihn niemals ausgerichtet."

Mr. Dermot wartete schweigend. Sie fuhr fort.

„Meine Tante bat mich, sie Ihnen zu empfehlen und Ihnen zu sagen, daß Sie als Ehrenmann gehandelt hätten."

Mr. Dermot lächelte kalt; aber Alles, was er sagte, war nur:

„Ich bin Ihnen sehr verbunden;" und mit diesen Worten nahm er die Zeitung wieder in die Hand.

Sybille's Herz war zum Zerspringen voll. Auf diese Weise nahm er also ihren kleinen Versuch zu der Wiederherstellung ihres Friedens auf, mit solcher eisigen, eisigen Kälte: Durfte sie es danach noch einmal wagen, ihn anzureden?

„Niemals will ich meine Lippen wieder ihm gegenüber öffnen. Selbst Blanche, die er doch vorgeb-

lich nicht leiden kann, würde er nicht so behandelt haben."

Sie hätte Thränen der Täuschung weinen können, hätte sie sich nicht eines solchen Ausbruches ihrer Gefühle in seiner Gegenwart geschämt; sie sehnte sich nach Einsamkeit, fern, fern von seiner drückenden Gegenwart. Sie hatte keine Ursache, diesen Wunsch lange zu hegen, denn er stand einige Minuten später auf, legte die Zeitung hin und verließ das Zimmer.

Sie trafen sich erst am Mittagstische wieder, und da war sein Benehmen wieder eben so höflich, aber auch eben so kühl wie immer. Mr. Dermot behandelte Sybillen mit größter Aufmerksamkeit, jedoch schenkte er ihr auch nicht ein Wörtchen mehr, als eben nöthig war. Der Starttheil seiner Conversation drehte sich gewöhnlich um Geschäftsangelegenheiten und war ausschließlich an Mr. Kennedy gerichtet.

„Was hältst Du denn von den Jonsons in Quebec?" frug er diesen ziemlich plötzlich, als das Mahl zu Ende ging.

„Nicht viel Gutes," erwiederte Mr. Kennedy mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Was denkst Du von ihnen?"

Mr. Dermot's Lippen warfen sich stolz auf, und in seinen Augen leuchtete eine Antwort; doch sagte er kein Wort, und auch Mr. Kennedy drängte ihn nicht weiter.

„Wer sind denn diese Jonsons?" frug Blanche

Sybillen, als sie nach Tische allein in dem Wohnzimmer saßen, ehe die Herren aus dem Speisesaal gekommen waren.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Sybille träumerisch; „irgend welche Geschäftsfreunde vom Papa, glaube ich.“

„Der Grünäugige scheint sie nicht leiden zu können. — Nicht?“

„Ich kümmere mich nicht darum, wen er leiden oder nicht leiden kann,“ sagte Sybille trotzig.

Blanche lachte, indem sie fortfuhr:

„Du erinnerst Dich wohl an die Anna mit den rothen Augen; sie war aus Canada und eine Jonson, nicht wahr?“

„Nein, sie hieß Smithson.“

„Ja wohl. Wie konnte mir nur einfallen, ihr den andern Namen zu geben.“

Sybille antwortete nicht; sie fühlte sich durchaus nicht zum Sprechen, weder heiterer noch ernsterer Art, aufgelegt. Schweigen schien ihr jetzt so süß, denn das schien auch den geheimen Schmerz zu beschwichtigen, den sie nicht los werden konnte. Blanche quälte sie nicht länger durch Geschwätz, sondern streckte sich in behaglicher Trägheit in einem Armsessel am lodernden Feuer aus. Bei dem Eintritt von Mr. Kennedy und Mr. Dermot änderte sie ihre bequeme Stellung durchaus nicht.

„Sie ist doch wunderschön,“ dachte Sybille, als

sie zu ihr hinblickte und gewahrte, wie die beiden Herren sie ansahen, als sie ihre Plätze einnahmen. „Ich freilich werde niemals so bewundert werden wie Blanche!“

Miß Cains,“ sagte Mr. Kennedy, „es ist allerdings eine wahre Sünde, Sie aus ihrer Behaglichkeit zu reißen, Sie sehen so glücklich darin aus; aber trotzdem fordere ich Sie auf, eine Partie Schach mit mir zu spielen.“

Mr. Kennedy liebte dieses Spiel sehr und dann und wann hatte er Abends Miß Cains herausgefordert zu einem solchen Wettkampf. In der Regel nahm sie den Fehdehandschuh auf, diesmal jedoch zögerte sie.

„Muß es durchaus sein?“ sagte sie mit sichtbarem Widerstreben. „Warum spielen Sie nicht mit Sybillen, Mr. Kennedy?“

„Sybille haßt das Schachspiel!“

„Nun, so fragen Sie Mr. Dermot, er ist ein sehr guter Spieler, das weiß ich.“

Mr. Kennedy blickte etwas erstaunt zu seinem Schwager hin, dieser lächelte, offenbar nicht, um zu verneinen. Mr. Kennedy sagte mit mehr Ernst, als vorhin, in Ton und Blick:

„Darf ich fragen, Miß Cains, wie Sie zu dieser Kenntniß kommen? Denn selbst ich wußte nichts von diesem Talente Mr. Dermot's.“

„Weil er es mir einmal gesagt hat. Ich habe immer den Leuten geglaubt, wenn sie sich selbst loben.“

Mr. Kennedy lachte.

„Brotneid, Eifersucht,“ sagte er. „Ich weiß, Sie spielen sehr gut, Miß Cains, und ich will Mr. Dermot auf die Probe stellen. Dermot, komm her und spiele mit Miß Cains eine Partie Schach, während ich als Richter zusehen werde.“

„Mit Vergnügen,“ erwiederte Mr. Dermot, indem er aufstand, den kleinen Tisch herbeiholte und ihn vor Miß Cains stellte. Sie lachte und schüttelte den schönen Kopf, sah überhaupt reizend in ihrer trägen Lässigkeit aus; dennoch gab sie nach, setzte sich in die Höhe und das Spiel begann.

Die beiden Spieler hatten kaum die ersten zwei oder drei Züge gemacht, als Mr. Kennedy ein Brief hereingebracht wurde. Er ging deshalb von den Spielern weg; statt jedoch zu ihnen zurückzukehren, versank er in ein tiefes Nachdenken. Sybille saß am andern Ende des Zimmers, lesend, aber es währte nicht lange, so sank das Buch in ihren Schoos. Sie fühlte sich seltsam bedrückt und wußte doch nicht warum; der stille, ruhige Lauf ihres frühern Lebens schien auf immer dahin zu sein und der sonst so gleichmäßig fließende Strom schien jetzt nur wilde, rastlose Wellen mit sich zu führen. Warum war das nur so gekommen? Ach, wie lange, lange hinter ihr schien die Zeit ihres ungestörten Jugendglückes zu liegen! Selbst ihr erster, wirklicher Schmerz — Graf Renneville's Verrath — dünkte ihr jetzt in weite Ferne gerückt zu

sein. Wenn Sybille jener Zeit gedachte, frug sie sich häufig, ob sie ihn wohl jemals geliebt habe! Es schien ihr doch, daß ihr Gefallen an ihm mehr die Begeisterung für einen Romanhelden gewesen war. Nehmt ihm den Nimbus, den eure Phantasie selbst um euer erdichtetes Ideal gezogen hat, und die Anbetung stirbt dahin, wie ein verglimmendes Feuer, und nichts bleibt zurück als die kalte, todte Asche. Noch schmerzte die Wunde, die sein Verrath ihr geschlagen; es war aber nur der zerstörte Glaube an die Treue, nicht das verlorene Liebesglück, welches noch diese schmerzlichen Empfindungen in ihr erregte. Ihre täglich sich erneuernden Zwiste mit Mr. Dermot hatten jedoch die letzten Ueberreste dieser Gefühle jetzt zerstreut, wie der Winterwind die Herbstblätter verweht. „Mir scheint es ein Jahrhundert zu sein, seit der Graf fortgegangen ist," dachte Sybille. Und sie hatte allerdings viel seit dieser Zeit erlebt. Sie hatte neue Sorgen, neue Täuschungen kennen lernen müssen. Sie bemühte sich, selbst in Gedanken ihren Vater nicht zu tadeln, daß er, indem er Mr. Dermot als seinen Bruder eingeführt hatte, seinem Kinde schadete. Er hatte sie belehrt, daß der Betrug am häuslichen Heerde sitzen kann, ohne daß wir es ahnen — eine grausame Lehre, die der Jugend erspart werden sollte. Und wie gut hatte dieser Mr. Dermot seine Rolle gespielt, wie hatte er all' ihre Zärtlichkeit und ihr Vertrauen herausgelockt, wie sehr sie dabei betrogen!

Denn hatte er jemals etwas für sie gefühlt? Ach, Sybille dachte daran, wie sie, auf seine Schulter gelehnt, geweint hatte und Trost darin gefunden, wie ihr Herz freudig geschlagen, als sie seinen Brief in der Hand hielt und sie sich sagen konnte: Das ist der Brief eines Freundes. Wie bitter war dies Alles, wie so sehr bitter! Wer hatte sie überhaupt geschont, wer ihr einen Tropfen im Kelche voll Wermuth erspart?

Miß Glyn hatte sie tief in das Herz hinein verwundet, war dann fortgegangen und noch stak der Pfeil in der blutenden Wunde. Sybille war nicht eifersüchtig oder neidisch, aber sie konnte es dennoch nicht vergessen — und welches Weib hätte das auch gekonnt? — daß ihr Geliebter die Freundin ihr vorgezogen hatte. Sollte sich denn Miß Glyn's Prophezeiung als wahr erweisen und Blanche in der That Sybille's unwillkürliche Rivalin immer und überall werden? Das würde doch kaum zu überwinden sein. Sie sah nach ihr hin. Miß Cains lehnte im Stuhle zurück, ihre Hand war aufgehoben, als wie eben im Begriff einen entscheidenden Zug zu thun. Mr. Dermot hatte sich vorwärts gebeugt; seine Aerme gekreuzt, sah er gespannt und aufmerksam in das schöne Gesicht seiner Gegnerin. Ein plötzlicher Verdacht flammte in Sybille auf. Welchen Beweis hatte sie denn, daß Miß Cain's Abneigung demselben Gefühle von seiner

Seite begegnete? Gesetzt, er bewunderte und liebte ihre Freundin?

Es gab eine Zeit, wo eine solche Entdeckung von Sybille mit Entzücken aufgenommen worden wäre, wo sie glücklich gewesen sein würde, wenn sich der Onkel und ihre geliebte Blanche in Liebe und für das Leben vereinigt hätten, jetzt aber war ihr dieser Gedanke entsetzlich. Er hatte schon einen so großen Theil der Liebe ihres Vaters an sich gerissen, daß sie ihm deshalb grollte; sollte er nun auch, neben all' dem andern Unheil, das er angestiftet hatte, es versuchen wollen, es wagen zu versuchen, ihr die Freundin abspenstig zu machen? Das war ein unerträglicher Gedanke.

Sie stand auf und ging zu den Spielern hin, fest entschlossen, ihn in seiner Beobachtung zu stören, so unangenehm es ihm auch sein mochte; aber Mr. Dermot's Augen ließen nicht ab, auf das schöne Gesicht, ihm gegenüber, zu blicken, obgleich er nothwendig Sybille's Kommen gehört haben mußte, wenn er sie auch wirklich nicht gesehen hätte. Wieder ein Beweis seiner Geringschätzung, seiner verhaßten, abscheulichen Geringschätzung gegen sie! Sie stand an dem Tische, ein kleiner, viereckiger war es, kaum etwas größer, als das Schachbret selbst; ein Impuls, ihr selbst unbewußt und unklar, und jedenfalls kein vernünftiger und gerechter, trieb sie an, vorwärts zu gehen, als stünde nichts in ihrem Wege. Mit einem

Krach stürzte das Tischchen um, die Figuren des Schachspiels flogen umher und Sybille selbst würde hingestürzt sein, hätte sie nicht Mr. Dermot in seinen Armen aufgefangen.

„Lassen Sie mich gehen!“ sagte sie, sich in seinen Armen fast wild sträubend. „Lassen Sie mich!“

Aber er ließ sie nicht los, denn er war ernstlich erschrocken. Sybille war todtenbleich und zitterte an allen Gliedern. Alle seine frühere Zärtlichkeit für sie schien mit einem Male wieder zurückzukehren.

„Still, mein Liebling!“ sagte er sanft, „still! Was fehlt Dir denn? Warum wolltest Du denn durchaus mitten in das Feuer gehen, und wie leicht wäre Dein neues Kleid angebrannt. Ich lasse Dich nicht! Komm, Du mußt Dich neben mich setzen.“

Sybille gehorchte und setzte sich, aber mit niedergeschlagenen Augen. Ihr Vater und Miß Cains richteten vergeblich Fragen an sie, sie antwortete nicht.

„Was war es denn nur?“ frug Mr. Kennedy ängstlich, Mr. Dermot ansehend.

Mr. Dermot schauderte zusammen, als er erwiederte: „Sie sah den Tisch nicht und ging in das Feuer.“

„Du siehst eben so blaß aus wie sie, Edward!“

„Es ist kaum ein Jahr her, als ich eine Dame verbrennen sah, und so etwas vergißt sich nicht wieder,“ sagte er mit tiefer Bewegung in Stimme und Blick. „Komm, Sybille,“ fuhr er fort, „es hat keine Gefahr

mehr! Blicke auf, Alles ist wieder gut, nicht wahr?“ Er bückte sich zu ihr und sah ihr in das blasse Gesicht.

„O ja, Alles ist wieder gut,“ sagte Sybille mit einem leichten Frösteln; „aber ich fühle mich sehr krank!“

„Aber ihr Kleid brennt doch,“ rief Mr. Kennedy, „ich rieche den Brandgeruch!“

„Nein,“ sagte Mr. Dermot, „ich löschte es, indem ich den Fuß darauf setzte.“

„Thäte ich nicht besser, auf mein Zimmer zu gehen,“ sagte Sybille, indem sie aufstand.

„Ich will mit Dir gehen, Liebe,“ sagte Miß Cains.

„Nein, nein, bitte, thue es ja nicht!“ entgegnete Sybille mit einer gewissen Hast.

Blanche bestand nicht darauf; allein die Thüre hatte sich kaum hinter Sybillen geschlossen, als sie sich erhob und ihr folgte.

„Das ist recht, Miß Cains,“ sagte Mr. Kennedy besorgt, „ich habe es nicht gern, wenn das Kind allein bleibt.“

Es entstand eine Pause, nachdem Miß Cains gegangen war, bis Mr. Kennedy sehr ernst sagte:

„Irgend etwas fehlt Miezchen.“

„Sie ist sehr leicht erregbar,“ erwiederte Mr. Dermot.

„Sie hat, wie mir es scheint, noch nicht die Geschichte mit dem Grafen überwunden und hat doch selbst das Verhältniß aufgelöst,“ sagte der Vater.

Mr. Dermot schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Was sollte sie an ihm verloren haben?" frug er mit einer gewissen Verachtung im Blicke.

„Nein, nein, in dieser Hinsicht stimme ich nicht ganz mit Dir überein, Edward! Er war schön, liebenswürdig, galant und hatte jenes ritterliche Wesen, das die Mädchen gern haben. Er war überdies ein Graf! Nein, nein, mich sollte es durchaus nicht überraschen, wenn dieser Bruch Sybillen nicht noch ganz unglücklich macht; nur das ist mir unerklärlich, warum sie ihn überhaupt aufgegeben hat? Ich habe schon darüber nachgedacht, ob man die Sache nicht wieder zusammenbringen könnte, und Du, Edward, wärst gerade der rechte Mann dazu, dies zu thun."

„Ich?"

„Ja wohl, warum nicht?"

„Lieber wollte ich sie todt hier liegen sehen!"

Mr. Dermot sprach diese Worte mit einem solchen tiefen Ernst, daß Mr. Kennedy für sich hin pfiff und bei sich dachte, daß am Ende dennoch sein junger Freund selbst in Sybille verliebt sei.

„Nun gut," sagte er nachlässig, „Sybille wird sich nicht wegen eines Gatten sehr zu bemühen haben; sie ist ganz entschieden ein sehr hübsches Mädchen!"

Mr. Dermot schwieg und schien es gar nicht gehört zu haben.

„Und weißt Du, Edward," fuhr er fort, „sie ist doch eigentlich merkwürdig klug, dies kleine Miezchen.

Beständig liest sie, und wenn sie spricht, ist sie oft so weise, als wäre sie vierzig Jahre alt. Ich habe noch nie so ein Mädchen gesehen!"

„Hübsch!" sagte Mr. Dermot träumerisch. „Ja, sie ist hübsch und auch, wie Du sagst, klug; aber, James, sie ist weit mehr als das, sie ist geradezu bezaubernd!"

Seine Stimme war leise und melodisch, als er dies sprach; sie tönte wie Musik, die aus der Tiefe des Herzens quoll. Der Blick war sanft und die Lippen lächelten wie verzückt! Er schien eben in einem jener unbewachten Augenblicke zu sein, wo Mann oder Weib die streng gehüteten Geheimnisse des Herzens Preis geben müssen.

Er bemerkte nicht, daß Mr. Kennedy heimlich für sich hin lächelte; er sah den triumphirenden Blick nicht, der in dessen Augen leuchtete; seine eigenen waren auf das Feuer gerichtet, als lese er dort aus den Flammen heraus eine Geschichte voll süßer, verlockender Hoffnungen. Aber wie oft täuscht uns die Sprache, welche wir in dem Gesichte eines Menschen deutlich zu entziffern meinen. Die liebliche Geschichte, welche Mr. Dermot an sich vorübergleiten ließ, war ein Traumbild der Vergangenheit, nicht der Zukunft.

„Wie würde dies holde Mädchen mich noch vor sieben Jahren verlockt haben!" dachte er. Er dachte durchaus nicht, hier ist ein köstlicher Preis zu erringen, Du brauchst nur die Hand danach auszustrecken,

so ist er Dein! Einen Augenblick lebte er sich zurück in seine Jugend und stellte Sybillen dorthin, so wie wir bisweilen unsere Lieblings-Helden und Heldinnen der Romane in das wirkliche Leben versetzen. Einen Augenblick lang war sie seine junge Geliebte, despotisch, aber zärtlich und angebetet; im nächsten Moment schon war sie wieder Sybille und er Mr. Dermot, der ihr nochmals all' ihre kleinen Launen vergab und ihr in freundlichster Weise einen guten Gatten wünschte.

„Und Geld hat sie auch," fuhr Mr. Kennedy fort.

„Und das —" sagte Mr. Dermot heiter, „wird ihr die Grafen zu Dutzenden verschaffen."

„Natürlich, so muß es auch sein," erwiederte Mr. Kennedy, der ein großer Verehrer und Würdiger des Reichthums war. —

Sybille hatte sich auf ihr Bett geworfen und war dort in lautes Schluchzen und Weinen ausgebrochen, die keines Menschen Ohr erreichen sollte; sie hatte jedoch vergessen, die Thüre zuzuschließen, und als sie sich öffnete und Miß Cains eintrat, fuhr Sybille heftig auf, von Scham und Verdruß mit glühender Röthe übergossen, und indem sie mit einer fast heftigen Geberde ihre Locken von der Stirne zurückstrich, blickte sie finster auf die Freundin.

„Nein, nein, weg mit solchen Blicken!" sagte Miß Cains auf sie zugehend, indem sie heiter und doch entschieden mit ihr sprach. „Ich weiß, Du hältst

mich für einen Störenfried in diesem Augenblicke, aber ich will Dich stören, Kind, denn Du bist krank, nicht am Körper, Sybille, sondern im Gemüthe. Ich weiß, was Dir fehlt, Sybille, und ich komme, um Dir nur das zu sagen: Du darfst nie, nie an diesen Mann denken; er ist nicht gut; er ist nicht treu und er liebt Dich nicht!" Sie sprach mit klarem, kaltem, entschiedenem Tone, der Sybillen wahrhaft erschreckte, und dieser, sowie die ganze seltsame Anrede ließ sie verstummen. Miß Cains fuhr fort:

„Ich weiß, Du hältst mich jetzt für hart und grausam — aber ich bin in Wahrheit Dein Arzt in diesem Moment und ich darf keine Schonung zeigen."

„Ich will auch keine haben," erwiederte Sybille, „ich will nur Frieden."

„Das heißt so viel als verlaß mich; aber ich kann Dich nicht verlassen, Sybille, denn Du bist in Kummer und Leid! Guter Gott! was siehst Du nur eigentlich an ihm?" rief Blanche ungeduldig aus, — „ein zweifelhafter Name, eine ungleiche Gemüthsstimmung, und Nichts, um dies je bessern zu können."

Sybille stand auf und blickte fest in Miß Cains Gesicht.

„Blanche," sagte sie, „hast Du ihn gern?"

„Du meinst, ob ich ihn liebe?" sagte Miß Cains mit blitzenden Augen.

„Nein, Sybille, nein, nein, zehnmal nein!"

Sybille schlang ihre Arme um den Hals ihrer Freundin und brach in bitteres Schluchzen und Thränen aus.

„Dann habe Mitleid mit mir, o, beklage mich!" rief das arme Kind, „denn ich liebe ihn!"

„Du?" sagte Blanche, und wenn Sybille jetzt aufgeblickt hätte, so würde sie bemerkt haben, welch' einen düsteren Schatten ihre Worte auf das schöne Gesicht ihrer Freundin hervorgerufen hatten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Es ist ein gar seltsames Ding, diese Liebe, welche so oft die Weisesten um den Verstand bringt, andererseits jedoch wieder Weisheit den Thoren verleiht. Eine mächtige, Alles bezwingende Gewalt ist sie, welche seit der Erschaffung der Erde bis auf unsere Tage in gleicher Frische und Schöne sich erhalten hat, der selbst Engel sich beugen und ihrem Zauber huldigen. Geheimnißvoller Zauberer Eros! Wohl hatten die Alten Recht, welche Dich als Gottheit anriefen und vor Deiner Macht bebten, welche jeder andern Hohn sprach! In was für verschiedenen Gestalten und Formen erscheinst Du, und unter welcher hast Du nicht triumphirt? Glücklich diejenigen, welche unbeschadet aus Deiner Feuerprobe herauskommen und weder eine Tugend, noch einen Reiz des Herzens oder Geistes in jenen sengenden Flammen zurückgelassen haben! Sie sind unter den Auserwählten und dürfen sich dessen rühmen; sie sind das lautere Gold, welches geläutert durch Zeit und Leid hervorgegangen ist.

Und diese Feuerprobe hatte Sybille jetzt zu bestehen; und ob sie glücklich daraus hervorgehen würde, wer konnte es wissen? Würde die Prüfung sie edler, besser, großmüthiger, oder bitter, kalt und weltverachtend machen? Die Zukunft allein konnte das entscheiden.

Die arme Sybille fühlte sich am nächsten Morgen so ernstlich krank, daß sie nicht aufstehen konnte. Ihre Glieder schmerzten ihr alle und sie war im brennendsten Fieber. Miß Cains verbot ihr, das Zimmer zu verlassen und blieb bei dem Krankenbette sitzen, eine unermüdliche Pflegerin.

„Du mußt Dich aber wirklich beeilen, wieder gesund zu werden," sagte sie heiter, „denn Dir habe ich es zu danken, daß ich bedeutend in Mr. Kennedy's Gunst sinke. Er ist augenscheinlich durchaus nicht damit zufrieden, daß ich mich so wohl befinde, wenn Miezchen krank ist."

Sybille lächelte matt, doch erröthete sie plötzlich tief und wandte ihr glühendes Gesicht der Wand zu, als wohlbekannte Schritte an ihrer Thür vorübergingen. Miß Cains that, als sähe sie Sybille's Verwirrung nicht, denn über dies eine Thema hatten sie sich vorgenommen, nicht wieder zu sprechen.

Nach einigen Tagen war Sybillen wieder wohl und sie beschloß eines Morgens, zum Frühstück hinunterzugehen. Sie sagte Miß Cains nichts von ihrer Absicht, und während die junge Dame sich noch anklei-

dete, schlich sich Sybille in das Speisezimmer, wo sich alle Morgen die Bewohner des Hauses zum Frühstück versammelten. Es war noch Niemand im Zimmer, aber das Feuer knisterte lustig im Kamin und das Mädchen kniete auf dem Teppich davor nieder, denn sie fröstelte noch. Gleich darauf öffnete sich die Thür und Jemand trat herein. Sybille sah sich nicht um, aber ihr Herz klopfte fast hörbar. Sie wußte instinctmäßig, wer es sei, weder der Vater, noch Blanche, noch einer von den Dienern — es war Mr. Dermot.

„Nun, Du kleine Feueranbeterin?" sagte er fröhlich, „ist Dir wieder wohl und schon so früh aufgestanden?"

Er stand vor ihr und das Mädchen blickte, noch immer knieend, zu ihm auf. Die Natur hatte Mr. Dermot mit einem schönen Gesicht und prächtiger Gestalt ausgestattet; doch Kummer oder allzu großer Ernst konnten den Ausdruck des ersteren sehr beeinträchtigen, Freude hingegen, ja selbst Vergnügen nur gaben ihm einen so wahrhaft leuchtenden Glanz, daß er dann stets zehn Jahre jünger aussah. Und Sybille sah ihn jetzt neben sich stehen, so schön, so strahlend, wie noch nie; Mr. Dermot sah in der That aus, wie der glücklichste Mensch auf Erden. Glück sprach aus seinen Augen, Glück lächelte auf seinen Lippen; Sybille war wie geblendet und erstaunt.

„Mir ist wieder wohl," sagte sie, „aber was haben Sie denn, Mr. Dermot?"

„Setze Dich und ich will es Dir sagen; aber denke an das Siegel auf den Lippen!“

„Ich sage niemals etwas wieder, was Sie mir anvertraut haben,“ erwiederte sie ernst.

„Ich weiß es, Sybille, ich weiß es,“ sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Nun dann, wünsche mir Glück, meine kleine Freundin, wünsche mir Glück — denn ich bin frei!“

Sybille durchfuhr es wie ein freudiger Schrecken. Frei, Mr. Dermot war frei! So war es denn zum wenigsten keine Sünde, an ihn zu denken. Sie that dadurch Niemand Unrecht, ausgenommen ihrem eigenen armen Selbst. Aus ihrem innersten Herzensgrunde heraus rief sie deshalb:

„Gott sei es gedankt!“

Er nahm ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

„Was hat Dich denn so lange so verdrüßlich und unfreundlich gemacht?“ frug er sie lächelnd.

Sybille zitterte. Eine milde, leidenschaftliche Freude, ein Strom von Glückseligkeit schien die herrschende Sorge in ihrem Herzen völlig überfluthen zu wollen. Sie wußte zwar recht gut, daß Mr. Dermot sie nicht liebte, aber die Hoffnung flüsterte ihr zu, daß dies wohl einst noch werden könnte. Eben jetzt sah er aus, als wäre sie ihm sehr theuer.

„Was hat Dich denn so unfreundlich gemacht?“ frug er sie wieder. „Ich meine so unfreundlich gegen mich?“

Zu jeder andern Zeit würde Sybille ihm mit einem trotzigen Gesichtchen und vielleicht spitzer Rede geantwortet haben, jetzt war ihr das nicht mehr möglich. Sie zog ihre Hand aus der seinigen, blickte in das Feuer, lächelte und sagte dann:

„Ich weiß in der That nicht mehr, warum ich so gewesen bin, Mr. Dermot. Bitte, vergessen Sie es und vergeben Sie mir!“

„Gestehen Sie, es war Mis Cains' Werk.“

Sybille erröthete.

„Es war mein trotziger Eigensinn und nichts weiter,“ sagte sie ernsthaft.

„Dann bitte ich herzlich, sei nicht wieder eigensinnig, mein liebes Kind,“ sagte er freundlich.

„Ach, wüßte er es — wüßte er es!“ dachte das arme Mädchen.

Ihre Augen hafteten noch an dem Feuer und sie bemerkte es nicht, daß Mr. Dermot's forschende Blicke auf ihr Gesicht gerichtet waren. Sybille war sehr verändert, im Wesen noch mehr, als im Aussehen; seine Neugier war rege geworden und er bemühte sich, aus dem traurigen Antlitz heraus das Geheimniß ihres Leidens zu lesen.

„Sybille!“ sagte er plötzlich, „grämst Du Dich um den Grafen?“

„Grämen? Um einen Verräther, um einen falschen Menschen?“ rief das Mädchen heftig.

„Nein, ich dachte es auch, daß Du es nicht thun

würdest; Gott sei Dank, so bist auch Du frei! Ach! Sybille, wie würdest Du empfinden, wenn Du, wie ich, drei Jahre, statt drei Monate solche Fesseln getragen hättest, Jahre, die geradezu verloren gewesen sind! Sieh' her, Sybille, hier ist meine Freiheit!"

Er nahm bei diesen Worten ein Paquet Briefe aus der Tasche und zeigte sie ihr. Eine Weile noch hielt er sie in der Hand und sein Gesicht überflog ein düsterer, bitterer Ausdruck.

„Was für erbärmliches Zeug mag darin stehen?" sagte er trübe. „Wie sehr kann doch die Liebe einen Menschen erniedrigen! Ich schäme mich dieser Briefe jetzt, Sybille!"

Sein Gesicht war hochgeröthet. Sybille sah auf ihn und dann auf die Briefe in seiner Hand. O wie gern hätte sie einen davon gelesen, nur einen, den zärtlichsten. Es würde ihr weh gethan haben, aber dennoch hätte sie so gern gewußt, in welcher Sprache Mr. Dermot zu dem Weibe seiner Liebe gesprochen hatte. Elendes Weib, sie hatte diese Liebe verscherzen können? Würde sie es nicht jetzt tief und bitter bereuen, nun, da es zu spät und Alles dahin und verloren war? Mr. Dermot nahm die Briefe und warf einen nach dem andern in die sprühenden Flammen. Kein Mitleid, keine Reue um diese todte Liebe ließ ihn zögern. Sein Blick war verächtlich, sein Lächeln schneidend. Einen nach dem andern

warf er hinein, und als die Flammen alle verzehrt hatten und nur die schwarze Asche zurückgeblieben war, hob sich Mr. Dermot's Brust unter einem tiefen, erleichternden Seufzer und er sagte:

„Sei diese Thorheit denn vergessen, Sybille — nicht wahr?“

Sie erwachte wie aus einem Traume.

„Thorheit, war es Thorheit?“ sagt sie.

„Grenzenlose Thorheit! Laß uns denn hoffen, daß Edward Dermot fortan ein weiserer Mann sein und nicht wieder in eine solche Falle fallen möge. Er würde mir sonst selbst leid thun, der arme Bursche!“ sagte Mr. Dermot.

„Lieber sterben, als daß er je es ahnet, was mich erfüllt!“ dachte Sybille, während sie ihn anblickte.

„Was soll denn dieser Blick heißen?“ frug er sie rasch, — „sage es mir, Sybille.“

Sie wechselte die Farbe, doch die Mühe einer Antwort wurde ihr durch Miß Cains' Eintritt erspart. Mr. Dermot wandte sich langsam um und Sybille sah, wie die Beiden einen Blick voll Verachtung und Abneigung wechselten.

„Was thun Sie denn mit meiner Patientin, Mr. Dermot?“ frug Blanche, als sie gleich darauf lächelnd auf Sybillen zukam.

„Ich bewundere sie, Miß Cains,“ antwortete er ruhig. „Sie ist eben jetzt eine sehr rosig blühende Patientin.“

„Sie ist ungehorsam," sagte Blanche. „Ich hatte keine Ahnung, daß sie hierher gegangen war."

Aber Sybille erröthete weder, noch sah sie schuldbewußt vor sich hin. Sie wußte, daß sie nicht wegen Mr. Dermot heruntergekommen war, und sie fühlte sich in diesem stolzen Bewußtsein über jeden Verdacht erhaben. Sie warf daher ihrer Freundin einen klaren Blick zu und lächelte, als sie ihr antwortete:

„Ich wünschte euch alle zu überraschen."

Diese Ruhe und Fassung behielt sie den ganzen Tag über; sie war etwas still, sprach nur, wenn sie angeredet wurde, und schien dann stets wie aus einem Traume zu erwachen, der sie weit fortführte, aber nicht unerfreulich war.

„Es muß aber doch dem Miezchen etwas fehlen," sagte Mr. Kennedy wieder zu seinem Freunde.

Dieser selbst war fast noch mehr im Unklaren darüber, als der Vater. Welche Veränderung war mit dem Kinde vorgegangen. Das war eine ganz neue Sybille — nicht die fröhliche, kleine Sybille der ersten Zeit — nicht jene hold erröthende Sybille, um welche Graf Renneville geworben; noch weniger jene bleiche, traurige Sybille, die von ihm verrathen worden, sondern eine völlig Andere, ruhig und gedankenvoll, die in einer Sphäre zu leben schien, die über Mr. Dermot's Bereiche war und in welcher sie sich durchaus nicht unglücklich zu fühlen schien.

Der Tag war regnerisch und kalt. Mr. Dermot

hatte wenig zu thun und brachte deshalb die meiste Zeit im Wohnzimmer zu, und da seine Neugier einmal erregt worden war, so würde er wahrscheinlich sich in ernste Studien und vielleicht selbst Fragen über und an Sybille vertieft haben, wäre nicht Miß Cains ihrer Freundin hartnäckig zur Seite geblieben und hätte ihn somit fern gehalten. Nicht einen Augenblick verließ sie ihren Platz bis Mr. Kennedy sie um eine Partie Schach mit ihm ersuchte. Dann erhob sie sich allerdings, wenngleich mit sichtlichem Widerstreben, und sagte, während sie dies that:

„Komm doch mit, Herzchen, und sieh' uns zu!"

Der schmeichelnde Ton bestimmte jedoch Sybillen nicht.

„Nein, Du weißt, wie wenig mich das Schachspiel interessirt," sagte das junge Mädchen.

„Dann wird Dir wohl Mr. Dermot Gesellschaft leisten," sagte Miß Cains mit starker Betonung und blickte zu Mr. Dermot hinüber.

„Gewiß werde ich das, Miß Cains," antwortete er; „ich habe blos darauf gewartet"; und bei diesen Worten hatte er schon den leeren Platz neben Sybillen eingenommen.

„Warum stehen diese Beiden immer wieder auf Kriegsfuß?" dachte Sybille, die abermals einen finstern Blick, zwischen Beiden gewechselt, erhaschte.

Miß Cains klagte über die Hitze des Kamin's und verlangte, daß der Spieltisch näher zu Sybillen

hingerückt werden sollte, welche am andern Ende des Zimmers saß; doch Mr. Kennedy misverstand sie und schob den Tisch nur noch weiter vom Sopha weg, auf welchem Mr. Dermot und Sybille saßen. Miß Cains sah nicht allzu gnädig darüber aus, während Mr. Dermot lächelte, sich zurücklehnte und mit leisem Tone Sybillen anredete, so leise, daß man es wohl nicht gut am Spieltische hören konnte.

„Was fehlt Dir — sage mir es doch, Sybille! Du bist ganz verändert, Mädchen! Weißt Du, Du kommst mir vor, wie jener Hochzeitgast in der Ballade; Jemand hat Dir eine Geschichte erzählt, welche Dich mit einem Male ernster und klüger gemacht hat. Sage mir, was es ist, Sybille?“

Sybille sah zu ihm auf und lächelte in stolzem, traurigem Triumph. Sie dachte, was er wohl fühlen würde, wenn er wüßte, was sie bewegte — sie war sich es nicht bewußt, was er wohl dabei empfinden würde; doch glaubte sie kaum daran zweifeln zu können. Würde Mr. Dermot, — würde überhaupt wohl irgend ein Mann der Versuchung widerstehen können, wenn er sich von einem jungen, hübschen Mädchen, das er selbst stets gern gehabt und bewundert hat, geliebt sieht?

„Sage mir's!“ bat er dringend. „Ich möchte gar zu gern diese wunderbare Geschichte kennen lernen, welche solche Wandlungen hervorzubringen im Stande ist.“

„Niemand hat sie mir erzählt," erwiederte Sybille, ihm in das Gesicht blickend.

Sie fühlte nicht das leiseste Verlangen in sich, ihn über diesen Punkt aufzuklären.

„Ich könnte Jahre lang mit ihm unter einem Dache leben, ohne mein Geheimniß zu verrathen," dachte sie stolz.

„So hast Du sie also selbst erfunden, Du kleines Herzchen? Wenn ich ein Maler wäre, so möchte ich jetzt Dein Bild malen."

„O, wenn er mich lobt und bewundert, so bin ich verloren," dachte Sybille erschrocken; jedoch Mr. Dermot fuhr nicht in diesem Tone fort. „Sybille", sagte er ein wenig ungeduldig, „was meinte die dort damit, daß sie Dich nicht einen Augenblick allein lassen wollte? Laß Dich ja nicht von ihr bevormunden, darum bitte ich Dich, und um alles in der Welt mache keinen Fremden aus Deinem Freunde!"

Sein gütiger, offner Blick nahm zugleich Hoffnung und Furcht hinweg. Sybille brauchte nie zu fürchten, daß Mr Dermot ihr Geheimniß verrathen würde, denn er hatte nicht die leiseste Ahnung davon, und mit dieser Furcht schwand aber auch ihr Hoffen.

„Niemand bevormundet mich," hob sie an; doch sie vollendete nicht, denn in demselben Augenblicke kam Narziß herein und brachte einen Brief für Mr. Kennedy. Mr. Dermot sah sehr erstaunt aus.

„Es ist ja längst über die Postzeit," sagte er.

„Allerdings," erwiederte Narziß; „aber das Wetter war so rauh und der Postbote kommt deshalb so spät."

„Ich glaube, der Briefträger ist eine Auster," sagte Mr. Dermot ernst.

„Sie haben Recht, er ist eine," erwiederte Narziß mit demselben Ernste.

Währenddem hatte Mr. Kennedy den Brief gelesen. Blanche, welche gerade am Zuge war, schien darüber in tiefes Nachdenken versunken zu sein.

„Dermot," sagte Mr. Kennedy aufgeregt.

Im Augenblicke war Mr. Dermot, welcher ihn beobachtet hatte, an seiner Seite. Sybille sah mit klopfendem Herzen nach Beiden hin. Mr. Kennedy hielt den Brief in der Hand, während Edward sich über seine Schulter beugte und ihn las. Es war ein kurzer, aber jedenfalls inhaltschwerer Brief, denn Sybille sah sie bestürzte Blicke wechseln.

„Wo liegen die Zeitungen?" frug Mr. Dermot rasch.

Sybille erhob sich schnell und brachte sie ihm. Er nahm sie ihr aus der Hand, ohne ihr nur zu danken. Seine Augen flogen über einige Columnen hinweg; sie sah, daß es die Hafennachrichten waren, welche er aufgeschlagen hatte.

„Die ‚Bergfee' segelt Morgen," sagte er, „ich kann noch diese Nacht hinüber."

Mr. Kennedy starrte ihn an.

„Es geht kein Paquetboot," sagte er.

„Aber Fischerkähne giebt es genug," erwiederte Mr. Dermot fröhlich.

„Das Wetter ist so stürmisch."

„Es war stürmisch," sagte Mr. Dermot entschieden; „ich mache mir nichts daraus, wenn auch die See rauh sein wird. Noch zwei Stunden habe ich Zeit," fügte er hinzu, seine Uhr herausziehend.

Mr. Kennedy sah sehr ernst aus, doch machte er weiter keine Einwendungen. Mr. Dermot's Augen leuchteten vor Aufregung. Sybille, die unbeachtet neben ihm stand, fühlte blos, mit einem dumpfen Gefühl der Verzweiflung, daß er fortgehen wollte, — fort von St. Vincent; der Himmel allein mochte wissen wohin, und auf wie lange! Sie blickte fast bittend mit trübem Ernste auf ihn, er aber sah sie gar nicht, — für ihn war in diesem Augenblicke nichts da. Zwei oder dreimal ging er im Zimmer auf und ab, dann, als ob sein Entschluß zur Reife gediehen sei, ging er rasch hinaus und sie hörte seine eiligen Fußtritte die Treppe hinunter verhallen.

Mr. Kennedy, dessen Gesicht tiefes Nachdenken bekundete, folgte ihm langsam nach uud die beiden Mädchen blieben allein. Blanche trat zu ihrer Freundin.

„Sybille," sagte sie, „Du hast Dich gut und tapfer benommen, bleibe auch so bis zuletzt."

„Er geht!" erwiederte das Mädchen mit Todesblässe auf den Wangen; „Blanche! er geht fort!"

„Laß das gut sein, Kind — er kommt ja wieder; nur verrathe Dich um des Himmels willen nicht!“

„Er würde es ja doch nicht sehen, Blanche, — er sieht Nichts — er ist zu glücklich, daß er reisen kann; sahst Du das nicht?“

„O! ja wohl sah ich das, — so laß ihn doch gehen!“

„Er geht aber nach Canada, Blanche. Ich weiß daß die ‚Bergfee‘ nach Canada segelt. Ich las das in den Schiffsnachrichten. Die Jonsons haben Bankrott gemacht oder etwas der Art, und deshalb reist er hin.“

Sie sprach mit leiser, dumpfer Stimme; sie sah aus wie das Bild des Jammers. Sie hatte Hoffnungen und Wünsche gehegt, trotz all' ihrer muthigen Vorsätze — denn wann hört die Liebe auf dies zu thun? — und nun hatten Hoffen und Wünschen Schiffbruch gelitten. Er ging — wann würde er wiederkehren? — Würde er dann auch noch einen leisen Funken von Zuneigung für sie hegen?

„Du wirst bei dem Abschied ganz bestimmt Dich verrathen,“ sagte Miß Cains ängstlich.

„O nein!“ erwiederte Sybille traurig; aber Alles ist dahin, Blanche, und — ich glaube, ich hatte doch noch viel Hoffnung.“

Sie setzte sich nieder. Noch vor wenigen Minuten hatte sie sich beinahe glücklich gefühlt; er war ja so gut gegen sie gewesen, hatte neben ihr gesessen und

gütig und freundlich zu ihr gesprochen. Sie hatte gefühlt, als ob dennoch das Glück in ihrem Bereiche liege, als ob sie nur die Hand danach auszustrecken brauchte, um es zu ergreifen; und nun, wo war dies Alles? Sie blickte in stummer Verzweiflung hinaus in die Wüste des Lebens, die jetzt vor ihr zu liegen schien. Nur wenige Stunden noch, und St. Vincent würde ihn nicht mehr haben, -- sein Zimmer würde kalt und leer sein, sein Schritt, der Ton der Stimme, sein Blick, alles würde fortan fehlen, und woran konnte sie sich halten, um Genesung zu finden? War sie denn seine Schwester, sein Weib, seine Verlobte? Sie war ihm Nichts — für immer Nichts! Sie erhob sich mit einem plötzlichen scharfen, tief klagenden Schrei.

„Blanche, ich ertrage es nicht!" sagte sie. „Ich kann es nicht ertragen!"

Während sie so sprach ging die Thür auf und ihr Vater trat herein. Sein Gesicht trug wieder den gewohnten, schönen, heiteren Ausdruck.

„Ihr jungen Damen," sagte er, „der Reisende läßt sich euch bestens empfehlen. Er hatte keine Zeit, um selbst zu kommen. Miß Cains, Sie sind am Zuge, nicht wahr?"

Er setzte sich hin, um das unterbrochene Spiel fortzusetzen, doch Sybille hinderte ihn daran. Sie schlang ihre Aerme mit leidenschaftlicher Heftigkeit um des Vaters Hals und sagte:

„Was ist geschehen? Haben die Jonsons Bankrott gemacht? Geht er nach Canada? Kommt er wieder? Was ist geschehen, Papa? Bitte, bitte, liebster Papa, sage es mir!"

Eigentlich war es nie Sybille's Art, den Vater in Geschäftssachen auszufragen, noch die seinige, mit ihr darüber zu sprechen; diesmal aber überraschte ihn ihre Frage und ließ ihn seine gewöhnliche Schweigsamkeit vergessen.

„Ja," sagte er, „die Jonsons haben fallirt oder sind wenigstens auf dem schlimmsten Wege dazu; doch Dermot wird noch gerade zu rechter Zeit kommen, Dank einer freundlichen Warnung, und natürlich kommt er wieder, Miezchen."

„Wann aber? wann?"

„In einem Jahre vielleicht. Warum fragst Du, Kind?"

„Ich hatte ihm etwas zu sagen," sagte das Mädchen leise, den Vater loslassend.

„So mußt Du es ihm schreiben," erwiederte der Vater heiter.

„Miß Cains Sie sind am Zuge."

Sie spielten weiter und Sybille kehrte auf das Sopha zurück, wo sie noch vor einer Stunde mit Mr. Dermot gesessen und wo er sie wegen der Veränderung in ihrem Wesen befragt hatte. Nun war für sie Alles vorüber, das fühlte Sybille. Er würde sie vergessen bei dem vielen Neuen, das ihn umgeben

würde, und das flüchtige Wohlgefallen an ihr würde in der Kluft des langen Jahres der Trennung vergraben werden. Er war ja frei, und vielleicht hatte er schon eine andere, weniger drückende Fessel wiedergefunden, ehe sie sich wiedersahen. Mag es denn sein! Die Hoffnung starb an diesem Abende in Sybille's Herzen; nicht eines langsamen, schleichenden Todes, nein, ein plötzlicher, gewaltsamer Schlag streckte sie bleich und leblos zu Boden, und aus dem Heiligthum dieses liebevollen Mädchenherzens war die Hauptstütze, der Anker gewichen.

Mr. Dermot war abgereist — wirklich fort; es unterlag keinem Zweifel, es war kalte, harte, unumstößliche Gewißheit. Er war fort, denn schon am nächsten Morgen kam ein Telegramm, welches seine glückliche Ankunft an der englischen Küste meldete.

Dies war die zweite große bittere Erfahrung in Sybille's Leben; die dritte stand ihr noch bevor.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

„Um des Himmels willen, Sybille, wenn Du mit solchen verweinten Augen heruntergehen willst, wirst Du Dich unbedingt bei Deinem Vater verrathen,“ sagte Miß Cains am anderen Morgen zu ihrer Freundin.

Vielleicht wäre es Sybillen ganz gleichgiltig gewesen, ob ihr Vater Alles gesehen und errathen hätte, wie Blanche meinte; doch hatte sie diesmal durchaus Nichts in dieser Hinsicht zu befürchten, denn ihr Vater befand sich augenblicklich gar nicht in St. Vincent, und dies theilte sie der Freundin in aller Kürze mit.

„Papa hat auf einige Tage verreisen müssen,“ sagte Sybille.

Miß Cains sah erstaunt und keineswegs zufrieden aus, als sie dies hörte.

„Es scheint Sitte in diesem Hause zu sein, ohne Abschied fortzugehen!“ sagte sie trocken.

„O Blanche! sei dem Papa deshalb ja nicht böse, er denkt sich nichts Arges dabei,“ bat Sybille.

„O das glaube ich schon," erwiederte Miß Cains flüchtig.

„Glaubst Du, daß er auch um dieser Jonsons willen nach England gegangen ist, Sybille?"

„Nein, er ist wegen verschiedener Sämereien nach Schottland gereist, glaube ich."

Miß Cains blickte gedankenvoll vor sich hin und Sybille versank wieder in ihr dumpfes Schweigen. So war er also sicher über den Kanal gekommen bei der kalten, klaren Mondscheinnacht, hatte den ersten Zug nach London benutzt und befand sich vielleicht jetzt schon am Bord der „Bergfee." Sybille hatte einmal den Hafen der Themse gesehen, sie hatte den Mastenwald angestaunt und nie das belebte, immer wechselnde Bild, dies rastlose Treiben und Drängen vergessen können; diese blitzschnell dahinfliegenden Boote, diese zischenden, rauchenden Dampfessen, die stolzen Segelschiffe, die schimmernden Fluthen, die bleiche Sonne, die sich durch all' den Nebel und Rauch hervorzuarbeiten strebte, dies Alles trat auf's Neue lebhaft vor ihre Seele, während sie mit Blanche Cains im Wohnzimmer saß und mechanisch eine Häckelarbeit zu vollenden sich bemühte. Ihre Gedanken waren jedoch nicht in dem warmen, behaglichen Wohnzimmer von St. Vincent; sie stand am Hafen; sie sah Mr. Dermot in dem kleinen Boote, welches ihn pfeilschnell dem mächtigen Dampfschiffe zuführen sollte, welches schon wie ungeduldig stöhnend zischte und tobte,

sie sah ihn, wie er heiter mit den Matrosen sprach, sein lockiges Haar zurückwarf; sie sah den leuchtenden, zufriedenen Blick der grauen Augen, aber hören, ach! hören konnte sie ihn nicht, — sie war fern — zu fern. Das Dampfschiff war erreicht, schnell und gewandt hatte er es erklommen; und stand nun unter den anderen Passagieren; sie sah ihn in die Kajüte hinabgehen und verschwinden; sie hörte jetzt, wie fernes Todesgeläute, die Schiffsglocke klingen — das Schiff löste sich aus der Menge der Boote, Segel und Masten ringsum; die Themse hinunter segelte es stolz, die Segel wie Flügel ausgespannt, und die offene See war erreicht. Die Küste schwand, die „Bergfee“ schwamm einsam auf dem mächtigen, weiten Ocean, wie ein Wölkchen zwischen Himmel und Wasser, um sich bald auf dem großen Weltmeere zu verlieren.

„Ich ertrage es nicht! — ich kann es nicht ertragen!“ klagte das arme, gequälte Kind plötzlich laut auf, warf ihre Arbeit von sich und legte ihren Kopf laut schluchzend und weinend auf den Tisch.

Miß Cains erschrak.

„Liebstes Kind, ich bitte Dich, gieb Dich nicht Deinem Schmerze hin! Fasse Dich — es kommt Jemand.“

Sybille blickte auf, ein freudiges Erröthen färbte ihre Wangen. Konnte es denn möglich sein? konnte er vielleicht wiederkommen?

„Nein, nein,“ sagte Blanche, als ob sie ihre

Gedanken errathen hätte, „es ist eine Dame. Ich kenne sie nicht, aber ich hörte sie mit Denise sprechen."

Sybille trocknete ihre Thränen und wandte sich vom Fenster weg. Die Thür wurde geöffnet und Mrs. Mush trat herein. Man hatte in St. Vincent schon ganz aufgehört auf die Ankunft dieser Dame zu rechnen; vor zwei Monaten hatte man sie eingeladen und täglich erwartet, jetzt wurde Sybille durch ihr Kommen überrascht, — doch verbarg sie diese Empfindung und begrüßte ihre Cousine herzlich. „Liebste Mrs. Mush," sagte sie, ihr entgegengehend, „wie lange haben Sie uns warten lassen."

„Liebstes Kind, ich dächte, ich wäre sehr rasch gekommen, ich hatte eine vortreffliche Ueberfahrt," erwiederte die Dame.

„Aber ich meine, Sie haben uns so lange auf Ihr Kommen warten lassen. Wir erwarteten Sie schon seit Monaten," rief Sybille.

Mrs. Mush setzte sich schweigend nieder. Den ganzen Winter hatte sie bei Mrs. Steele zugebracht, und war des Lebens dort sehr überdrüssig geworden; bei dem ersten Rufe, den Mr. Kennedy an sie ergehen ließ, hatte sie sich aufgemacht, um in der Ruhe und Behaglichkeit von St. Vincent sich wieder zu erholen, und nun machte ihr Sybille den Vorwurf, sie habe lange auf sich warten lassen! Das war allerdings seltsam, doch ein Leben in Armuth und Abhängigkeit hatte Mrs. Mush gelehrt, daß man nicht

immer seine Gedanken aussprechen darf; so sagte sie denn blos leichthin:

„Liebes Kind, wenn ich früher gekommen wäre, hätte Mr. Steele ihre Erziehung an mir nicht ganz vollenden können. Nun entläßt sie mich so vollkommen, als nur möglich, und Du wirst wohl erstaunen, wie vortheilhaft ich mich verändert habe. Aber was hast Du denn angefangen, Du armes Kind? Du siehst ja ganz elend aus?"

„Ich bin krank gewesen, Mrs. Mush."

Die Kunde von dem gelösten Verhältniß Sybille's mit dem Grafen Renneville, war auch zu den Ohren der freundlichen Dame gedrungen und sie schob deren verändertes Aussehen auf Rechnung dieser Angelegenheit.

„O diese böse, böse Liebe!" sagte sie für sich, „was für Unheil stiftet sie!" Laut fügte sie jedoch mit heiterem Tone hinzu: „Liebes Kind, ich bringe große Neuigkeiten mit, große wichtige Neuigkeiten!"

Sybille's Herz schlug heftig. Neuigkeiten, was konnte sie denn interessiren außer Kunde von ihm oder über ihn? Sie sah gespannt in Mrs. Mush's Gesicht und diese fuhr fort:

„Allerdings wichtige Neuigkeiten. Deine Tante, liebe Sybille, hat endlich das große Ziel erreicht, wonach sie beständig gestrebt hat. Sie hat gelernt, wie sie ihr Kapital anlegen und verwerthen kann und

will sich zu diesem Zwecke eine halbe Stunde von St. Vincent niederlassen. Häringe und Butter einzusalzen, wird fortan Miß Glyn's Beschäftigung sein. Sie besitzt einige Tausende, wie Du weißt," fügte Mrs. Mush mit einem leisen Seufzer hinzu, denn sie selbst hatte nur wenige Hunderte, „und natürlich wünscht sie diese sobald als möglich los zu werden," schloß sie lachend.

„Das thut mir leid," sagte Sybille zerstreut.

„Ja, mir auch, aber sage ihr dies ja nicht! Sie ist von ihrer Idee ganz entzückt. Aber, Du unartiges Kind, warum stellst Du mich denn nicht Miß Cains vor?"

Sybille war verlegen, denn allerdings hatte Blanche sich steif und offenbar beleidigt bis jetzt von den Sprechenden fern gehalten; sie kam jetzt lächelnd auf Mrs. Mush zu und hielt muthig den forschenden Blick derselben aus. Und forschend war dieser Blick allerdings, so durchdringend, als wünsche sie dabei das tiefste Innere der Miß Cains zu durchdringen; doch blieb es wohl nur bei dem Wunsche, der Erfolg genügte der Dame durchaus nicht. Die schmachtenden, blauen Augen, das ruhige Lächeln, die gewandte, geschmeidige Art des Wesens trotzten dem Forscherblicke der Mrs. Mush. So stellte sie denn ihre Beobachtungen einstweilen ein, wurde gesprächig und heiter in der Unterhaltung mit dem jungen Gaste, während Sybille einige Befehle zur Aufnahme des Besuches gab.

O, wie unwillkommen war doch eigentlich dem

armen Kinde Mrs. Mush's Ankunft! Nun mußte sie ja ihren Kummer wieder in der eigenen Brust verschließen, ein stummer, gefesselter, aber ach! wie unbändiger Gefangener.

„Ach wäre es doch schon Nacht," dachte sie, „wäre es nur Nacht, und ich könnte einsam weinen und stöhnen nach Herzenslust."

Arme Sybille! Du bist noch so sehr jung und kennst noch nicht den stummen Schmerz, weißt noch nicht, wie Du den tragen sollst. Du möchtest laut schreien und klagen und Dich gegen die sociale Heuchelei des Lebens auflehnen — gegen jenes unerbittliche Gesetz, welches Dir befiehlt, zu schweigen, auszuharren, zu lächeln selbst, obschon Dein Herz blutet!

Und der Tag ging doch zu Ende, obgleich die Stunden langsam dahinschlichen; Mrs. Mush's beredte Zunge, Blanche's anmuthige Heiterkeit, Alles war nun verstummt und Sybille war endlich wieder einmal allein. Dort in der schweigenden Stille ihres Zimmers, fand das Herz des armen Kindes erst wieder eine Art von Frieden, ja es fand mehr noch; denn als nach Gebet und Thränen die Bitterkeit ihres Schmerzes zu weichen schien, erwachte zugleich Sybille's Stolz und ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe. Wie? durfte sie so um den Mann sich härmen, der sie doch offenbar nicht liebte? Warum vergoß sie diese heißen Thränen um ihn, der sie doch nur erstaunt nach der Ursache derselben fragen würde? Sie fühlte diesen

gütigen, fragenden, aber gänzlich gleichmüthigen Blick bis in die Stille ihrer Einsamkeit hinein. Er liebte sie nicht — würde sie nie lieben. Einmal hatte sie eine Möglichkeit nahe geglaubt, diese war auf immer dahin; durfte sie nun klagen und jammern bis zu seiner Rückkehr? Sie durfte, sie wollte dies nicht! Sie gedachte des kalten, vorwurfsvollen Blickes, den Blanche Cains heut Abend beim Scheiden auf sie geworfen hatte, und sie konnte es nicht ertragen, sich sagen zu müssen, sie verdiene den Tadel, der in diesem Blicke gelegen hatte. Blanche schlief noch nicht, deshalb wollte Sybille gleich zu ihr gehen, um ihr zu gestehen, daß, wenn sie auch schwach gewesen sei, sie doch fortan muthig und stark werden wollte.

Miß Cains war bereits (schon) im sanften Halbschlummer, als ihre Thür sich behutsam öffnete, Schritte leise ihrem Bette sich näherten und eine Stimme fast in ihr Ohr flüsterte: „Blanche, schläfst Du?"

Das Mädchen fuhr auf und sah Sybillen mit dem Lichte in der Hand neben sich stehen. Schnell gefaßt, wie immer, sagte sie:

„Nun fehlt nur noch die weiße Taube auf der Schulter und Du wärst Lord Lyttleton's Geist."

„Ich bin auch ein Geist, ein Gespenst" — erwiederte Sybille mit trauriger, leiser Stimme; „denn ich komme aus einer andern Welt, Blanche. Ich konnte nicht einschlafen, ehe ich Dir das gesagt hatte.

Du sollst nicht wieder Ursache haben, mich so anzublicken, wie heute Abend, — nie."

Miß Cains schien bestürzt zu sein.

„Was soll das heißen, Sybille?" frug sie. „Du weißt, seit einiger Zeit verstehe ich Dich nicht immer, was soll das heißen?"

Sybille hatte das Licht hingesetzt — sie faltete die Hände mit leidenschaftlicher Innigkeit.

„Es soll heißen," sagte sie, „daß ich Gottes Beistand erfleht habe, mir zu helfen, und Er hilft mir schon, Blanche! Es soll heißen, daß ich Mr. Dermot mehr als mein Leben, mehr als Alles liebe, daß ich aber diese Liebe besiegen will, wenn es nur irgend in der Kraft und Macht eines Frauenherzens steht, dies zu thun! Blicke mich nie wieder so strafend an, wie an diesem Abend, Blanche, — niemals!"

Miß Cains schöner Kopf sank wie erschöpft in das Kissen zurück.

„Es hilft Nichts," seufzte sie; „dies Alles ist zu hoch für mich, — wie Du ihn lieben kannst, geht über mein Fassungsvermögen, und wie Du, eben weil Du ihn anbetest, ihn reisen lassen, ihn aufgeben kannst — das verstehe ich wieder durchaus nicht."

„Was hättest Du denn an meiner Stelle gethan, Blanche?" frug Sybille voll unschuldiger Verwunderung.

„Nun, ich hätte ihn haben müssen!" erwiederte die Freundin gelassen. „Ihn nach Canada gehen lassen? — Unsinn! das hätte ich nie zugegeben. Er

hätte hier bleiben und zittern müssen bei dem Gedanken, mich zu verlieren. Noch niemals habe ich vergebens etwas gewünscht; und wenn dies Etwas zufällig der Grünäugige gewesen wäre, nun wohl, — ich hätte ihn auch haben müssen!"

Sybille's Augenlider sanken, hohes Erröthen färbte ihr zartes Gesicht.

„Ich sehe wohl, Du bist entsetzt," sagte Miß Cains; „aber erinnere Dich, daß glücklicher Weise meine Neigungen durchaus nicht diesen Weg eingeschlagen haben. — Ich trotze Jedem, der sagen will, daß ich Mr. Dermot je bewundert hätte, — und, o Sybille, wäre ich wie Du, wie würde ich den kalten Menschen hassen, der so lange mit Dir unter einem Dache wohnen konnte, ohne sich sterblich in Dich zu verlieben."

Sie ballte ihre weißen Hände, während sie dies sprach, und als sie in ihrem Bette aufgerichtet so dasaß, das goldene Haar um das schöne Gesicht hängend, die Augen wie in Verachtung blitzend, die Lippen zusammen gepreßt, da sah Miß Cains aus wie eine gar fürchterliche junge Schönheit.

„Nein, Du verstehst mich nicht," sagte Sybille mit einem hellen, verwunderten Lächeln, „Du verstehst mich durchaus nicht, Blanche! Eher möchte ich sterben. Natürlich hätte es mir nicht schwer fallen können, diese Art von Liebe von Mr. Dermot zu verlangen. Es würde leicht genug gewesen sein," fügte sie mit

einem leisen Zuge von Spott um ihren schönen Mund hinzu — denn ich glaube fast, er ist sehr leicht entzündbar."

Blanche erröthete bei diesen Worten. „Ist er das?" sagte sie mit einer Art von Hohn.

„O ja," fuhr Sybille ruhig fort; „und er bewundert mich auch, auf eine gewisse Weise wenigstens; aber, Blanche, das ist es nicht, was ich haben will. Das ersehnte Gefühl, das er für mich hegen sollte, müßte über ihn kommen gegen seinen Willen; es müßte ihn besiegen, ihn demüthigen, wie — wie es mich gedemüthigt hat; — nicht jene flüchtige Neigung, welche ich, wenn ich es gewollt, in ihm angefacht haben könnte. Wie!" fügte sie mit klarer, volltönender Stimme hinzu, während ihre dunklen Augen in edlem Feuer leuchteten, „wie! liebe ich ihn so, daß es mir ist, als rissen alle Fäden meines innersten Herzens und Lebens entzwei, wenn ich mich bemühe, diese Liebe zu bekämpfen, und ich sollte mich mit einer Neigung, mit einem kühlen Wohlgefallen an meinen dunklen Augen und meinem hübschem Gesicht begnügen? Blanche, das wäre erst wahre Erniedrigung, dann erst fühlte ich mich tief, tief gedemüthigt."

Miß Cains antwortete nicht gleich; die Wange auf die Hand gestützt, blickte sie gespannt in Sybille's glühendes Gesicht und glänzende Augen.

„Ich beneide Dich," sagte sie endlich — „ja,

ich beneide Dich — obgleich Du darüber erstaunst; Du bist ein glückliches Mädchen, daß Du es vermagst, aus jedem Leid einen Segen heraus zu finden!"

„Ein glückliches Mädchen!" rief Sybille, und die Thränen drangen ihr aus den Augen, — „glücklich, sagtest Du? O! Blanche, wüßtest Du es nur, wüßtest Du es nur!"

Sie wandte ihr Gesicht ab, denn Niemand sollte die Bitterkeit ihres Herzens darauf lesen. O, wie schmerzte, zuckte und blutete dies Herz bei dem Gedanken an das, was hätte sein können und nie, nie in Erfüllung gehen sollte! O, unerbittliches Geschick! Hätte sie nur die Rollen mit ihrer ungekannten zukünftigen Rivalin tauschen können! Wer würde es sein? Vielleicht ein armes Mädchen, das niemals ein seidenes Gewand getragen, das keinen Schilling im Vermögen hatte; vielleicht würde eine solche Mr. Dermot's Liebe gewinnen, ehe sie Beide sich wieder sähen! —

„Ja wohl! wenn ich es wüßte," sagte Miß Cains etwas ungeduldig; „aber wie Du mir selbst sagst, weiß ich es nicht und verstehe es nicht!"

„Und ich will und darf es Dir auch nicht sagen," erwiederte Sybille fest; „wenn ich ernstlich wünsche, zu ringen und zu siegen, muß ich auch schweigen. Ich muß vergessen und weder denken noch sprechen. Fortan, Blanche, muß mir sein Name wie der eines Fremden sein. Mag er fern bleiben, so lange er

will, heirathen, wen er mag, lieben, wer ihm gefällt, mir gilt es gleich, denn es darf mich nicht kümmern — ich habe kein Recht an ihn, — es würde schlecht — ganz unrecht sein."

Ihre Stimme bebte leise bei diesen Worten. Sie zitterte auch, vielleicht vor innerer Bewegung, vielleicht vor Kälte.

„Du zitterst," sagte Blanche — „ich hätte Dich nicht so lange hier behalten sollen. Ziehe Dich aus und komm zu mir herein in's Bett, willst Du?"

„Ja, gern," sagte Sybille eifrig; „ich bin noch lange nicht so tapfer, als wie ich aussehe. Ich bedarf so sehr des Trostes, Blanche."

„Gewiß brauchst Du den, mein armes, kleines, weißes Täubchen," sagte Miß Cains sanft, „ich weiß es, daß Du des Trostes bedarfst."

Sybille entkleidete sich und schlüpfte in das Bett der Freundin. Sie zitterte noch an allen Gliedern, doch that ihr das warme zärtliche Umfassen, welches sie dort empfing, gar wohl. Anfangs weinte sie bitterlich, dann schluchzte sie leise; und als endlich Thränen und Schluchzen nachgelassen hatten, küßte und segnete sie ihre geliebte Blanche und schlief sanft ein.

Aber langsam, bitter und trübe schlich die Nacht an den wachen Augen Blanche Cains' vorüber. Sybille

hatte, ohne es zu wissen, sie in's innerste Herz getroffen; sie hatte jene dunkle Welt in ihr aufgeregt, welche in gar mancher Menschenbrust schlummert, bis ein Wort, ein Blick, eine Anspielung sie wach ruft, und mit ihr zugleich eine trübe Vergangenheit oder unheilkündende Zukunft.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Von Kummer und Weinen gänzlich erschöpft, war Sybille wirklich tief und fest eingeschlafen. Als sie endlich spät am Morgen erwachte, sah sie Blanche schon völlig angekleidet neben ihrem Bett stehen, und das Mädchen war wie geblendet, so schön, so strahlend und heiter sah ihre Freundin aus.

„Nun? Miß Kennedy,“ sagte Blanche lustig, „was bringst Du uns armen Sterblichen denn mit aus Deinem Reiche der Träume?“

„Blanche, Du bist doch blendend schön,“ war Sybille's Antwort; aber der Ton war ernst, fast düster, in welchem diese Worte gesprochen wurden.

„Wirklich?“

„Ja, Du bist es; Du siehst so triumphirend, so glücklich aus — wirklich strahlend!“

Miß Cains warf einen Blick in den Spiegel. Ja, allerdings, sie gab es zu, sie sei nicht übel; doch es sei nun Zeit für Sybillen, aufzustehen und sie wollte der Freundin dabei behilflich sein. Sybille nahm das Erbieten an und ließ die Hände der Freundin

ihr schönes Haar glätten und ihr beim Ankleiden helfen. — Es war ein stiller, bedeckter Tag. Der letzte Frost war aus der Erde gewichen, der Frühling nahte schon. Ein weicher balsamischer Wind trocknete mit sanftem Hauche die Feuchtigkeit des Bodens auf, ohne jedoch das junge, neu keimende Leben, die zarten Gräser, die schon hier und da sproßten, zu verscheuchen und zu knicken. Es war eben ein echter Frühlingshauch — ein Kuß, den der Himmel der erstarrten Erde giebt, um sie zu neuem Leben zu erwecken. Die milde Luft, die zu dem geöffneten Fenster hereinwehte, erquickte Sybillen; sie selbst glich in ihrer neuen Umwandelung diesem stillen, milden Morgen, sie sah aus, als sei die Thränenzeit, der Winterfrost ihres Jammers nun vorbei, aber die Glückseligkeit, das frohe Lenzgefühl schien gleichwohl ihrem Herzen fern zu sein. Alles wollte neu erstehen in dem erwachenden Lenze, aber ihr Glück, war es nicht dahin — dahin auf immer?— Anders schien es mit Miß Cains' Empfindungen zu sein. Die Rosen ihrer Wangen, die leuchtenden Augensterne sprachen, athmeten und blickten nur Glück und Heiterkeit, ihr Frohsinn war an diesem Morgen ganz besonders schelmisch und übersprudelnd — „ganz wie ein Kätzchen," wie Sybille sagte.

„Ich weiß nicht was über mich gekommen ist," sagte Miß Cains, indem sie wie muthwillig ihre prächtigen, goldenen Locken schüttelte, „noch niemals

habe ich mich so frei und fröhlich gefühlt. Hoffentlich geschieht nichts, — ich meine nichts Schlimmes, Trauriges," fügte sie nach einer Weile ernster hinzu; „das würde allerdings ein grausames Erwachen sein, nicht wahr, Sybille?"

Kaum hatte Blanche diese Worte gesprochen, als Denise in das Speisezimmer trat, wo beide Mädchen auf Mrs. Mush warteten. Sie brachte einen Brief für Miß Cains. Sie erschrak, wurde blaß und behielt ihn eine Weile in der Hand, um die Aufschrift und den Poststempel zu untersuchen.

„Von England," sagte sie; „und mir sagt eine Ahnung, daß er mir böse Kunde bringt. Denise sah aus wie das unheilverkündende Geschick; meinst Du nicht auch?"

„Lies doch den Brief erst, Blanche!"

„Nun das hat noch Zeit, laß mich erst noch eine Weile darüber speculiren, was er wohl enthalten kann. Ist meine Tante gestorben und hat sie mir die lang erwartete Erbschaft hinterlassen? Doch nein, — das kann nicht sein, denn es ist kein schwarzes Siegel auf dem Briefe. Vielleicht von irgend einer gütigen Freundin, die mir eine Stellung anbietet mit dreißig Pfund Sterling als Jahrgehalt. Ja, ich glaube, so etwas wird es sein."

Sybille schlang ihre Arme um den Hals der Freundin.

„Du wirst das nicht annehmen, versprich es mir! Du darfst mich nie verlassen!"

„Natürlich nicht, nicht einmal, wenn Du heirathest," erwiederte Miß Cains mit bitterem Tone.

Sybille's Gedanken flogen pfeilschnell zu dem Schiffe, welches jetzt auf den Wogen des großen Oceans hin- und hergeschleudert werden würde, und eine Wolke kam über ihr liebliches blasses Gesicht.

„Ich heirathe nie," sagte sie entschieden.

„Setze aber den Fall, ich thäte es," sagte Miß. Cains. „Allerdings ist es nicht leicht denkbar, das gebe ich zu; aber möglich wäre es doch, daß sich ein Mann fände, der wahnsinnig genug wäre, mich zu seiner Frau zu nehmen."

„Und wenn Du heirathest," sagte Sybille sanft, „so will ich ein Haus dicht neben dem Deinigen haben, und will Dir helfen, und Deine Kinderchen pflegen und hegen und verziehen, wie Dich, mein Liebling! Aber lies doch Deinen Brief."

Miß Cains riß das Siegel auf und las den Brief; sie las ihn zweimal, darauf gab sie ihn Sybillen, ging an das Fenster und blickte in den Garten hinaus, den Rücken der Freundin zugewendet.

Sybille las den Brief auch zweimal, obschon ihr bei dem ersten Lesen schon der Inhalt völlig klar geworden war. Er meldete einfach das gefährliche Erkranken ihrer Tante Miß Mary Cains', welches ihr augenblickliches Kommen erheischte. Außerdem

sagte der Brief nur wenig mehr. Die Schreiberin, eine Cousine von Blanche, schien unbedingtes Folgeleisten auf diese Aufforderung hin für ganz zweifellos zu halten, denn sie sprach noch zuletzt von „unverzüglicher Abreise."

Sybille war wie vernichtet.

„Du mußt gehen," sagte sie tonlos.

„Sage mir, ich soll bleiben, und ich will es thun!" rief Blanche, sie zärtlich umarmend.

„Du mußt gehen!" sagte Sybille wieder; „aber — o Blanche, wann wirst Du wiederkommen?"

„Ja — darin liegt es, mein Liebling! Wenn ich einmal fortgehe, bin ich nicht mehr meine eigene Herrin; aber ich will mein Möglichstes thun, glaube mir das, Sybille!"

„Ich weiß, Du wirst es thun," sagte das arme Mädchen traurig, „und ich glaube, Du mußt wohl noch heute abreisen."

„O gewiß nicht heute," erwiederte Miß Cains. —

Wenn nicht heute dann doch morgen; ach, Sybille war kaum im Stande, ihren Jammer zu verbergen. Dieses zweite, bittere Scheiden in so kurzen Zwischenräumen war fast zu viel für ihr armes Herz; aber sie war zu edel, um ihren Wünschen nachzugeben; sie kämpfte ihren Kummer nieder, um es der Freundin leicht zu machen; ja sie lächelte endlich muthig und sagte mit einer gewissen Art von Heiterkeit:

„Sage mir, was ich Dir helfen kann."

„Liebstes Herz, komm mit mir in meine Stube; ich glaube, ich finde viel für Dich zu thun.“

Sie gingen Beide hinauf in Blanche's Zimmer und bald waren Sybille's Arme bepackt mit genug Arbeit, um sie den ganzen Tag über thätig zu erhalten.

„Es ist eine wahre Schmach,“ sagte Miß Cains reuevoll, „daß ich es zugebe, daß Du so für mich arbeitest; aber weißt Du, ich werde kaum Zeit dafür bei Tante Cains haben, — glaubst Du nicht auch?“

„Gewiß; auch macht es mich so glücklich, wenn ich für Dich arbeiten kann, Blanche!“ sagte Sybille innig.

„Ich glaube Dir das,“ sagte Miß Cains, ihre blauen Augen schimmerten feucht. „Ich glaube, daß unter allen großmüthigen, edlen, aufopfernden, kleinen Wesen in der Welt Du die Krone und Perle bist. Aber ich helfe mit, Sybille, Du sollst nicht Alles allein arbeiten,“ fügte sie hinzu, auf die Menge der Arbeit deutend. „Wollen wir hier sitzen bleiben oder die Sachen mit in das Wohnzimmer nehmen? Wir könnten sie ja schnell verstecken, wenn Jemand kommen sollte, weißt Du!“

„Laß uns doch lieber hier bleiben,“ sagte Sybille. „Denise soll uns gleich ein Feuer machen.“

„Und Mrs. Mush kann dann nicht jeden Gegenstand betrachten und anfassen,“ sagte Blanche; „das ist mir allerdings auch viel lieber.“

Den ganzen übrigen Theil des Tages blieben die beiden jungen Mädchen in Miß Cains' Zimmer, und Sybille arbeitete emsig für ihre Freundin, welche ihrerseits zu ruhelos war, um fest bei der Arbeit sitzen zu bleiben; immer und immer wieder warf sie etwas kaum Begonnenes hin mit einem ungeduldigen Ausruf und hatte nur bisweilen ein Wort der Bewunderung für Sybillen, welche eifrig nähte, bis die Dämmerung hereinbrach und dem Fleiß ein Ende machte.

„Nun komm aber, Blanche," sagte sie, indem sie das vollendete Werk zusammen faltete, „setze Dich zu mir und laß uns noch recht vertraulich schwatzen."

„Wir müssen aber hinunter gehen," sagte Blanche, „sonst zürnt uns Mrs. Mush."

„O, Mrs. Mush zürnt schon nicht," sagte Sybille ungeduldig.

„Liebstes Herz, Mrs. Mush ist eine von den Mächten hier im Hause; ich will ihr keine Ursache geben, sich über meinen Mangel an Aufmerksamkeit gegen sie zu beklagen; bedenke das, wenn Du meine Rückkehr zu Dir wünschest." —

Seufzend gab Sybille nach. — Warum sollte ihr auch dieser letzte Abend traulichen Beisammenseins mit der geliebten Freundin geraubt werden? Mrs. Mush war äußerst beredt diesen Abend, sprühend von Witz und Heiterkeit, aber Sybille fand dies fast unerträglich. Je näher Miß Cains' Abreise heran rückte, um so gewaltiger dünkte dies Ereigniß der armen Sybille

an das Herz und in das innerste Leben zu greifen. Tiefer wohl hatte sie Mr. Dermot's Abreise erschüttert, aber auch in ganz anderer Weise; er hatte durch sein Weggehen nur das Siegel auf ihr unvermeidliches Scheiden gedrückt; während die Reise, welche Blanche im Begriffe stand anzutreten, sie nur mit unklarer Ahnung, gleichsam wie der Vorbote eines noch ungekannten Unglücks, erfüllte. Wie, wenn Miß Mary Cains eine langwierige Krankheit hätte und darauf bestände, ihre Nichte für immer bei sich zu behalten? Konnte Blanche denn solcher Bitte widerstehen, — durfte Sybille darüber sich beklagen? Und wenn sie nicht wiederkehrte, was war dann Sybille's Leben? Sie wagte nicht, weiter darüber nachzudenken, aber trübe und düster lastete dies Scheiden von der Freundin auf des Mädchens Seele, trübe und düster, wie Alles jetzt in ihrem sonst so sonnigen Leben. Alles hatte ja jetzt den Anschein eines Unglücks und kam in der Gestalt des Jammers und Herzeleids. Das Glück gleicht so oft einer Schnur köstlicher Perlen; — wenn das seidene Fädchen, welches sie verbindet, zerreißt, so rollen sie dahin, verstreut von der erbarmungslosen Hand des Schicksals, um, nie wieder vereint den glücklichen Träger zu schmücken. So schien es auch mit Sybillen werden zu wollen. Der Faden, der die edlen Perlen ihres Glücks zusammengehalten hatte — dieser kostbare Faden —, wie ihn nur jemals Lachesis gesponnen, Atropos abgeschnitten hatte, —

er war zerrissen und Perle nach Perle war in den Sand gerollt und sie blieb arm, allein und verlassen zurück. So dünkte es ihr wenigstens zu sein, indem sie ihr Loos in jungendlicher Uebertreibung noch schwärzer malte, als es wirklich war.

Miß Cains sollte am nächsten Morgen abreisen, deshalb zog sie sich am Abend zeitig zurück, um nichts von ihrem süßen Schlummer einzubüßen. Sybille jedoch konnte nicht schlafen, ihr war das Herz zu voll und zu schwer, auch heulte der Wind so klagend, der sich nach Sonnenuntergang erhoben hatte, und die unheimlichen Töne, das Pfeifen und Stöhnen, machten dem Mädchen Angst. Welche fürchterliche Nacht mußte das auf der See sein! Ach, wie mochte es wohl der ‚Bergfee‘ ergehen?

Blanche haderte mit Sybillen, als diese am Morgen mit bleichem Gesichte herunter kam. „Du hast gewiß wieder nicht geschlafen,“ sagte sie streng.

„Nein, der Wind hielt mich wach — es war ein wahrer Sturm.“

„Sturm? ich hörte gar nichts — war es wirklich stürmisch?“

Miß Cains konnte wohl so fragen, sie hatte ungestört geschlafen und der Morgen war ganz ruhig.

„Allerdings war es sehr stürmisch,“ erwiederte Sybille.

„Ich fürchte, dann wird die See recht hoch gehen,“

sagte Blanche mit einem leichtem Schauder, „und ich werde stets so seekrank.“

Sie warf einen trostlosen Blick auf ihr eben begonnenes Frühstück, so daß Mrs. Mush anfing zu lachen.

„In der That, Mrs. Mush,“ sagte das Mädchen vorwurfsvoll, „in meinen Augen ist das durchaus kein Spaß. Ich leide immer Seelenqual auf dem Meere, — hören Sie wohl, — keine physischen Schmerzen, sondern Seelenqual. Allerhand Visionen von Selbstmord verfolgen mich dort, und das ist doch nicht sehr angenehm, das müssen Sie mir doch zugestehen?“

„Allerdings nicht, meine Liebe, aber nichts destoweniger würde ich dennoch an Ihrer Stelle frühstücken.“

„Ja,“ sagte Miß Cains gefaßt, „natürlich will und muß ich das; und nach dem Frühstück kommt der Abschied, nicht, Sybille?“

Sie sprach dies mit einem leisen Seufzer; aber Sybille konnte nicht einmal diese Erleichterung für ihr schwerbeladenes Herz finden; sie konnte nicht seufzen.

Das Frühstück war kaum vorüber, als den Damen angekündigt wurde, daß der Wagen, welcher Miß Cains fortführen sote, an dem Thore halte. Es war erst davon die Rede gewesen, daß Sybille und Mrs. Mush Blanche bis zur Station begleiten sollten, aber diese

hatte es sich dringend verbeten. Die Entfernung sei zu groß und Sybille habe sich erkältet — kurzum, sie wollte nichts davon hören und ihr Wille siegte zuletzt.

„Ich glaube, ich muß nun gehen," sagte Miß Cains, sich erhebend.

Sybille stand auch auf.

„Laß uns noch einmal im Garten auf- und abgehen," sagte sie.

Blanche nickte ihre Zustimmung und sie gingen Arm in Arm hinaus. Der Morgen war mild, der Himmel aber grau bedeckt. Die Sonne hatte sich hinter die Wolken versteckt und nur dann und wann schoß ein kalter Strahl blitzähnlich über das Gefilde. Die Gartenwege gaben Zeugniß von dem rauhen Wetter des nächtlichen Sturmes; sie waren mit jungen Zweigen bedeckt, die sich nie zur Blüthe entfalten sollten; mancher schöne, kräftige Ast, an dem des Lenzes Erwachen sich schon sichtbar gemacht hatte, war geknickt worden und lag im Wege; das traurigste Bild der Vernichtung jedoch bot ein herabgefallenes, zerstörtes Nest, um welches ein Vogel mit kläglichem Geschrei flatterte. Die jungen, ungefiederten Kleinen hatten bei dem Sturz ihren Tod gefunden, während die Alte gerettet worden war.

Sybille wandte sich mit einem mitleidigen Schauder ab und selbst Miß Cains, die durchaus keine sentimentale Schöne war, sagte ängstlich:

„Ich möchte, der Vogel hörte auf zu schreien!"

„Ist es ein Omen?" sagte Sybille mit leiser Stimme.

„Ein Omen? Unsinn! ich möchte wissen wovon."

Sybille antwortete nicht. Sie waren jetzt bis an das Ende des Gartens und wieder zurückgegangen und standen nun abermals vor dem Hause.

„Laß uns noch einmal herum gehen," bat Sybille, „es ist dazu noch vollkommen Zeit."

Blanche sah auf ihre Uhr und gab nach. Als die Mädchen wieder an dem Ausgange des Gartens standen, sprach Sybille:

„Ich weiß es mir eigentlich nicht zu erklären, warum mir dieses Scheiden so entsetzlich schwer wird, Blanche! Ich weiß, daß Du wiederkommen willst, und doch tönt und klingt etwas in meinem Ohre, welches mir zuraunt, Du kehrtest nicht zurück."

„Soll ich Dir es schwören?" frug Miß Cains mit großem Ernste. „Schwüre binden, weißt Du."

Sybille schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, schwöre nicht," sagte sie; „der Schwur könnte nur Deinen Willen binden, und an dem zweifle ich ja gar nicht, er kann aber nicht das Geschick hindern, oder, um mit modernem Tone zu sprechen, die Umstände uns günstig fügen!"

Sie hatten jetzt abermals das Haus erreicht und Sy-

bille blickte mit seltsamen, sehnsüchtigen Blicken darauf hin. „O könnte ich Dich hier festhalten," sagte sie leidenschaftlich; „könnte ich Dich nur sicher in diesen vier Wänden für immer behalten!"

Blanche beugte sich gerührt zu dem glühenden Gesichtchen herab, welches so zärtlich in das ihre blickte und sie küßte Sybillen.

„Gab es wohl je eine Freundschaft, welche der unsrigen glich?" rief Sybille lebhaft; „gab es jemals eine solche, Blanche? Ist sie nicht weit inniger als die Liebe zweier Schwestern? O gewiß, so zärtlich, so uneigennützig können Schwestern nicht lieben! O, wäre ich nur Herrin meiner Handlungen, nie, nie dürftest Du von hier fortgehen! Blanche, sobald ich mündig bin, mußt Du bei mir wohnen, und wir wollen wie zwei Burgfräulein hier hausen, Du die Blonde, ich die Dunkle — und wir wollen immer gleich gekleidet sein, nicht wahr?"

Blanche lachte.

„Wenn Du lachst, beleidigst Du mich!" sagte Sybille voll Eifer.

„Das verhüte der Himmel! Und nun, Liebste, ist es Zeit, zu scheiden."

Sybille runzelte die Stirn und sagte gebieterisch:

„Nein — noch nicht!" —

„Gut; aber was wollen wir thun, Kindchen?"

„Noch einmal, laß uns auf- und abgehen, bitte!“

Es war, als könnte das arme Kind sich nicht an den Gedanken der Trennung von der geliebten Freundin gewöhnen. Blanche sah wieder auf ihre Uhr.

„Warum siehst Du so oft nach der Uhr?“ frug Sybille eifersüchtig.

„Um zu sehen, welche Zeit es ist.“

„Du scheinst es ja kaum erwarten zu können, mich zu verlassen?“

„Ich nicht, behüte! aber die Zeit wartet nicht. Wir wollen aber noch einmal herum-gehen, wenn Du willst.“

Wieder gingen sie bis an das Ende des Gartens, und während des Gehens flossen Sybille's Thränen reichlich.

„Ach!“ sagte Blanche, „wie viel besser wäre es gewesen, wir hätten uns rasch von einander getrennt.“

„Ja wohl,“ erwiederte Sybille, „wir hätten es lieber schnell enden sollen. Dies ist zehnfache Qual!“

Sie hatten bei diesen Worten das Haus abermals erreicht, traten nun hinein und gingen durch den Klosterhof und den Gang bis an das Thor wo der Wagen wartend stand. Die Pferde stampften ungeduldig.

„Nun laß uns scheiden!“ sagte Miß Cains hastig.

„Leben Sie wohl, Mrs. Mush; leb' wohl, Sybille — gieb mir einen Kuß, und laß es genug sein!"

„Ja, wir scheiden — ach! und wir scheiden auf immer!" schluchzte das Mädchen. „Soll ich, muß ich Dich lassen, Blanche? und ist es möglich, daß ich Dich nie wiedersehen soll? O, Blanche, warum, warum verläßt Du mich?"

Sie sprach in wahrhaft herzzerreißenden Klagelauten und hing sich fast krampfhaft an die Freundin, als könnte sie nicht von ihr lassen.

Miß Cains wurde todtenbleich und bemühte sich, mit abgewendetem Gesicht, sich loszumachen.

„Mrs. Mush, nehmen Sie Sybillen mit sich fort," bat sie dringend.

„Mein Liebling, laß mich gehen. Ich sage Dir, wenn ich nicht sterbe, kehre ich sicher wieder zu Dir zurück. Hier hast Du einen Kuß, und nun, leb' wohl!"

Mrs. Mush trat herzu und trennte die Freundinnen mit sanfter Gewalt. Sybille war so erschöpft und weinte so bitterlich, daß sie keinen Widerstand leistete. Miß Cains eilte in den Wagen, schlug die Thür zu, doch sah sie augenblicklich wieder nach Sybillen hin. Sie schlug den Schleier zurück und zeigte ihr noch einmal das schöne Gesicht, welches sie so liebte; aber das arme Kind dachte bei diesem Anblicke nur:

„Ich werde sie nimmer wiedersehen — nimmer!"

Dies traurige, kleine Wort klang noch wie Todesgeläute in ihrem Herzen, als der Wagen davon eilte. Und wer weiß es, Sybille, ob Du nicht in der That die Freundin Deiner Jugend zum letzten Male gesehen hast. Vielleicht wird ein Etwas, bittrer, grausamer noch, als der Tod, unbarmherziger, als Zeit und Raum, — euch fortan scheiden!

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.